



Gedenkstätten Rundbrief

- 3 Holocaust-Vermittlung
im Kontext der postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft
Axel Schacht
- 16 Neuer Gedenkort für eine »vergessene Opfergruppe« –
Die Gedenkstätte für die Opfer der Euthanasie-Morde
in Brandenburg/Havel
Astrid Ley
- 23 Die Gedenkstätte Bullenuser Damm
Iris Groschek und Kristina Vagt
- 29 Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz
in Erfurt. Ein historischer Ort der Mittäterschaft
Annegret Schüle und Rebekka Schubert
- 42 Veranstaltungshinweise
- 45 Literaturhinweise

Titelfoto: Blick in die neue Dauerausstellung zur Geschichte der »Aktion T 4«
in der Stadt Brandenburg. Siehe auch den Beitrag von Astrid Ley in diesem Heft.
Foto: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Friedhelm Hoffmann

Holocaust-Vermittlung im Kontext der post-nationalsozialistischen Migrationsgesellschaft

Axel Schacht

Eine vieldiskutierte Herausforderung für Pädagoginnen und Pädagogen in Schulen, Gedenkstätten und Gedächtnisinitiativen ist die Vermittlung des Holocaust und der Nazi-Verbrechen bei Jugendlichen, die von der Mehrheitsgesellschaft als ›Jugendliche mit Migrationshintergrund‹ bezeichnet werden.

In Deutschland findet seit mehreren Jahren eine Diskussion über die Vielfältigkeit der Zugänge und der methodischen Palette von Vermittlungstätigkeiten im Bereich der Erinnerungsarbeit statt. In Österreich ist die Fragestellung zwar im schulischen Kontext nicht neu, wohl aber in der österreichischen Gedenkstättenlandschaft. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass eine Pädagogisierung des Vermittlungsangebotes in Österreich erst seit einigen Jahren Platz greift. Diesem Artikel liegt eine Abschlussarbeit im Lehrgang ›Pädagogik an Gedächtnisorten‹ zugrunde, einer Kooperation von erinnern.at und der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich¹.

Ich verwende hier den Begriff ›transkulturellen Zugang‹ statt des Begriffs ›interkultureller Dialog‹. Denn der Begriff der ›Interkulturalität‹ bezieht sich meist auf zwei als homogen und abgrenzbar verstandene kulturelle Gruppen oder Selbstverständnisse. Die damit verbundene ›multikulturelle Gesellschaft‹ beschreibt ein separatistisches Nebeneinander von Kulturen.

Auch mögliche Wechselwirkungen bleiben bei dieser Konzeption unberücksichtigt. Die Schlussfolgerung daraus ist eine unterstellte (kulturelle) Differenz. ›Transkulturalität‹ hingegen verweist auf die Hybridität und Pluralität kultureller Identitäten von Subjekten und sozialen Gruppen. Kultur wird als diskursiver Raum verstanden, in dem kulturelle Bilder ausgehandelt werden. Nicht unverrückbare kulturelle Grenzen werden postuliert, sondern maximal Unterschiede. Dadurch soll der Raum eröffnet werden, diese selbst infrage zu stellen.

Um der Frage ›Wie vermitteln wir?‹ nachgehen zu können, muss zuvor der Kontext beschrieben werden, in dem die Vermittlung stattfindet und unter welchen gesellschaftlichen Voraussetzungen dies geschieht. Es reicht also nicht eine ›Zielgruppe‹ zu identifizieren, der man eine spezielle Vermittlung angedeihen lässt. Abgesehen von der Infragestellung einer homogenen Zielgruppe müssen wir als Multiplikatorinnen und Multiplikatoren selbstkritisch unsere eigenen Positionen und Rassismen in unserem Nachdenken darüber, wie wir die Geschichte des Nationalsozialismus vermitteln, einbeziehen. Das heißt, wir müssen uns fragen, ob wir davon ausgehen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund eine kulturelle Schwäche haben oder ob wir uns selbst zu stark mit einer kulturellen Norm identifizieren.

Die abschließenden praktisch-methodischen Überlegungen sind grundlegende Gedanken zu Zugang und Ansatz der Arbeit an einer Gedenkstätte. Diese ermöglichen ein neues (Nach-)Denken über eine Vermittlung, die den gesellschaftlichen Kontext der Migration nicht als eigene abgegrenzte Frage betrachtet, sondern diesen – als eine der Voraussetzungen – ernst nimmt und systematisch einbezieht.

Migration, Gedächtnis und Pädagogik

Unsere aktuelle Gesellschaft und damit auch die Schulen sind transkulturell. Dieser Befund ist nicht neu. Die Fragen, wie damit umzugehen ist, auch nicht. Eine Vermittlung der nationalsozialistischen Verbrechen muss daher auf diesen Umstand eingehen, das heißt, sie muss eine Bevölkerung bzw. Jugend einbeziehen, die in ihrer Zusammensetzung, ihren Erfahrungen und Geschichtsbildern heterogen ist. Die Migration war und ist Kennzeichen der europäischen Geschichte. Die enormen Probleme, Ängste und Grenzen der Anerkennung (von Respekt will ich erst gar nicht sprechen) scheinen weiter in der völkischen Tradition des Nationalverständnisses verflochten zu sein, als akzeptiert wird. Im Verständnis des »Wir« und »der Anderen« ist aufgrund der geschichtlichen Erfahrungen stärker eine Kontinuität auszumachen als eine Neuorientierung. Für Jugendliche, denen die Teilhabe an der Mehrheitsgesellschaft verwehrt bzw. erschwert wird, scheint dieser Umstand durch ihre eigene Erfahrung viel (selbst)verständlicher. Die Geschichte ist nicht zu Ende, ihre Nachwirkungen sind weiterhin deutlich wahrnehmbar – dies vor allem in der Vorstellung eines »volksgemeinschaftlichen Subjekts«.

In der Vermittlungspraxis sind wir längst nicht mehr nur mit »Einwanderern« konfrontiert, sondern mit der zweiten und auch schon dritten Generation. Dies hat zur Folge, dass Migration nicht zwangsläufig eine eigene Erfahrung darstellt, sondern ein Teil der Familiengeschichte ist, die über Erzählungen tradiert wird. Andererseits sind die Auswirkungen der Migration weiterhin Teil des eigenen Selbstverständnisses wie auch der von außen aufgezwungenen Rollenzuschreibung durch die Mehrheitsgesellschaft. Die meisten als »migrantisch« markierten Jugendlichen sind hier geboren und haben mit Gleichaltrigen mit einer längeren hiesigen Familiengeschichte weitgehend deckungsgleiche Fernseh-, Lese- und Unterhaltungsgewohnheiten. Die massenmediale Aneignung des Holocaust mit ihren oft niederschweligen Zugängen und der Verankerung in der Alltagskultur lässt die Unterschiede in der individuellen Aneignung verschwinden.

Wir werden zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis kommen, wenn wir diese Gruppe der Jugendlichen einer Ethnisierung und/oder Kulturalisierung unterwerfen, durch die eine angebliche kulturelle Differenz zu einem dominanten Hindernis oder Desinteresse an der Geschichte der Nazi-Verbrechen stilisiert wird. Es scheint vielmehr so, dass diese Jugendlichen mit einem angeblichen Desinteresse markiert werden. Das macht es der Mehrheitsgesellschaft viel einfacher, »denn migrantische Bezüge fordern [...] auch und vor allem deren Perspektiven auf Nazismus und Shoah heraus.«²

Zuletzt ist nicht die Migration, sondern die Reaktion darauf Grund genug, sich der fachdidaktischen Frage nach einer Vermittlung zu widmen. Sind es doch fremdenfeindliche Töne, rassistische Diffamierung durch Gesellschaft und Staat bis hin zu deren mitunter tödlichen Praxis, die uns dazu zwingen, Fragen der Ausgrenzung und der daraus erwachsenden Gefahren nicht nur historisch zu diskutieren.

Der erste institutionelle Ort, an dem das Lernen des kulturellen Gedächtnisses (in der Form der Wissensvermittlung) Gestalt annimmt, ist die Schule. Stärker als das Wissen als Antithese zum Leugnen gewinnt das empathische Erinnern als Angelpunkt zur humanistischen Erziehung an Bedeutung. Dieser Trend orientiert sich an einer auf kleinere soziale Zusammenhänge oder gar Individuen heruntergebrochenen Vergesellschaftung der Erinnerung(en). Dabei dominiert nicht ein abstraktes »Wir« in Form einer gesellschaftlich hegemonialen und institutionalisierten Erinnerungskultur, sondern ein

auf das eigene ›Ich‹ und die eigenen Handlungsmöglichkeiten rückführbares Gedenken. Die damit wegfallende starke Kategorie der homogenisierten ›Gesellschaft‹ erlaubt eine Abkehr von nationalen Narrativen und somit auch die Öffnung hin zu einer transkulturellen Verständigung. Die Großerzählung der Wir-Gruppe wird ergänzt durch die Interaktionen der heutigen Akteurinnen und Akteure, durch die Kommunikation der individuellen Zugänge und Narrative und durch einen ernsten und wertschätzenden Umgang mit den Subjekten der Erinnerung. Damit kommt es zu einer Verknüpfung von nationalen Gedächtnisdiskursen und vielfältigen Perspektiven im Kontext der Einwanderungsgesellschaft. Dies stellt uns vor neue Herausforderungen, da der Massenmord der Nazis in einem komplexen, vielschichtigen, fragmentierten und manchmal auch widersprüchlichen Mosaik von Zugängen und Erinnerungskulturen diskutiert werden muss.

Wer schreibt Geschichte und wessen Geschichte? Wer spricht wie darüber? Es bedarf einer Anerkennung migrantischer Bezüge, um der sozialen Realität der heutigen Gesellschaft auch im (allgemeinen kollektiven) Gedächtnis gerecht zu werden. Jan Assmann impliziert im kulturellen Gedächtnis eine Identitätskonkretheit oder Gruppenbezogenheit, aus der eine Gruppe ein Bewusstsein ihrer Einheit und Eigenart bezieht³. Genau diese Einheit wird oft durch die Bandbreite der Erinnerungsdeutungen in der Migrationsgesellschaft als bedroht erachtet. Gleichzeitig wirkt diese identitäre Funktion ausgrenzend, falls sie national konnotiert bleibt. Will die Vermittlung sich jedoch an alle richten und alle im Sinne einer humanistischen Erziehung miteinbeziehen, muss dieser starre Funktionalismus von »Wir« und »Gedächtnis« aufgebrochen oder besser noch das »Wir« infrage gestellt werden. Pädagogik im Kontext der Migrationsgesellschaft ist in erster Linie keine Pädagogik ›für‹ Jugendliche mit Migrationshintergrund, sondern eine Pädagogik ›mit‹ ihnen, oder wie es Angela Kühner ausdrückt: »Migrationsgesellschaft als Kontext‹ statt ›Migranten als Zielgruppe«⁴. Die Jugendlichen in der Klasse oder in der begleiteten Gruppe in der Gedenkstätte sind keine eigene spezielle Zielgruppe, sondern Teil des heutigen kollektiven Diskurses von Erinnerung.

Der alte, die Defizithypothese hervorhebende Ansatz der ›Ausländerpädagogik‹ scheint zumindest im (erziehungs-)wissenschaftlichen Diskurs überwunden zu sein. Die die Differenz betonende klassische interkulturelle Pädagogik versucht die vorhandenen Kompetenzen zu nutzen und sich von der negativen Defizitorientierung abzugrenzen. Doch sie bleibt oft in einem Wir-und-ihr-Schema gefangen, wodurch die Gefahr entstehen kann, die Dichotomie weiterhin aufrechtzuerhalten. Die Heterogenität der Gruppen ist in manchen Fragen wohl erheblicher als in der Frage der Selbstverortung und des familiären Selbstverständnisses, die unterschiedlichen Vorerfahrungen gehen darüber hinaus. Wird die Heterogenität alleine auf die sogenannte ›Herkunft‹ bezogen, drehen wir uns im Kreis, vor allem, wenn diese einem starren nationalen Narrativ gegenübergestellt wird. Doch ›Leitkultur‹ ist genau das, was es nicht sein soll, vor allem, wenn eine solche nach kulturalistischem Nationalismus riecht.

Ein Ansatz, der genau aus dieser Kritik der als funktionaler Rahmen für ›Minderheiten-Subkulturen‹ und ›Mehrheits-Leitkultur‹ verstandenen Multikulturalität erwächst, ist die Antidiskriminierungspädagogik. Themen wie Chancengleichheit, gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse, Vielfalt und Partizipation bis hin zu Hierarchie-, Norm- und Machtkritik werden darin aufgegriffen. Dem Kulturellen wird der prägende Einfluss abgesprochen. Diversität ist eine Herausforderung für die demokratische Entwicklung

von Gesellschaften und für eine alle einbeziehende Pädagogik, für eine ›allgemeine‹ Pädagogik. Im Vordergrund steht das Aufbrechen von Stereotypen und ein selbstreflektierendes Handeln. Ziel ist eine Veränderung des rassistischen Dominanzverhältnisses zwischen Mehrheit und Minderheit. Über die Reflexion von Selbst- und Fremdwahrnehmung und die Einbeziehung konkreter Erfahrungen sollen eine kritische Haltung verstärkt und alternative Handlungsstrategien entwickelt werden.

Jugendliche, Identität und Erinnerungskultur

Diese drei Begriffe und sozialen Wirklichkeiten stehen in komplexer und vieldeutiger Beziehung zueinander. Die Uneindeutigkeit wird aus der empirischen Forschung offensichtlich. Das Narrativ, die Erzählung und der Umgang mit ihr ist dabei der Dreh- und Angelpunkt. In der Realität sind es aber immer mehrere Narrative, die eine Rolle spielen: das persönliche – immer wieder neu auszuhandelnde – Narrativ, das Narrativ des engeren sozialen Systems (das sich nicht auf die Familie beschränken muss), das Narrativ einer als ein Wir verstandenen größeren sozialen Gruppe wie auch das von der Mehrheitsgesellschaft oder dem Staat. Die Orte, an denen diese Narrative aufeinanderprallen, sind die Schule, das Museum oder die Gedenkstätte.

Drei exemplarische Studienergebnisse

Die erste größere Studie zum Thema legte Viola B. Georgi 2003 unter dem Titel ›Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland‹⁵ vor. Ein Großteil der Jugendlichen schien dabei den Umgang mit der Vergangenheit mit der Frage von Zugehörigkeit zu koppeln. Im Ergebnis erarbeitete Georgi eine Typologie biografischer Strategien im Umgang mit der NS-Vergangenheit⁶. Der erste Typus der Jugendlichen fokussiert in der individuellen Erinnerungsarbeit die Opfer, denen mit einem hohen Maß an Empathie begegnet wird. Zusätzlich wird diese Herangehensweise in Bezug gesetzt zu selbsterfahrenen Diskriminierungen, Ausgrenzungen und der Fremdzuschreibung zu einer Minderheit. Der zweite Typ nimmt die Position der Zuschauenden ein und damit eine gängige Schablone der Mehrheitsgesellschaft. Eine dritte Gruppe der befragten Jugendlichen betrachtet die Geschichte aus der eigenen marginalisierten Position. Dabei kann es auch zu einer Instrumentalisierung der historischen Opfer kommen und zu einer argumentativen Verknüpfung mit der eigenen aktuellen Situation und Geschichte. Der vierte und letzte Typ kümmert sich wenig um Mehr- oder Minderheit, sondern stellt den einzelnen Menschen und dessen Handeln (und die Frage nach dem Warum) in den Mittelpunkt, woraus eine universalistische Perspektive resultieren kann. Georgi plädiert dafür, sich in der Vermittlung am vierten Typ zu orientieren. Es scheint mir im Hinblick auf eine konkrete Vermittlung sinnvoll, diese starre Typisierung eher als eine der typischen Artikulationen zu denken.

Lange lagen für Österreich keine Daten vor. Christiane Hintermann und andere versuchten vor wenigen Jahren in einer Studie zum Geschichtsbewusstsein und den Identitätskonstruktionen für das Demokratiezentrum Wien diese Lücke zu schließen⁷. Wenn auch der Nationalsozialismus nur eines von mehreren historischen Themen war, durch welche die Studie versuchte, sich einem historischen Verständnis anzunähern, so können einige Ergebnisse sehr gut dazu dienen, das Verständnis junger Menschen (in Wien) zu erläutern. So finden sich – mit dem Verweis auf die gemeinsame Schulbildung – in der Beurteilung des ›Anschlusses‹ nur marginale Unterschiede

zwischen – wie es in der Studie heißt – originären Jugendlichen und solchen mit Migrationshintergrund. Ganz generell zeigt diese Studie, dass ein potenzieller Migrationshintergrund so gut wie keinen Einfluss auf die Einstellung zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus hat. Beide befragten Gruppen sind zu mehr als 80% der Meinung, dass die Ereignisse nicht vergessen werden dürfen. Ebenfalls keine Rolle spielt ein möglicher Migrationshintergrund bei der Bereitschaft, eine Gedenkstätte zu besuchen. Ein Unterschied ergab sich in der persönlichen Bewertung, »Jugendliche mit Migrationshintergrund empfinden seltener Gefühle von Schuld und Verantwortung [...]«⁸. Eine Korrelation besteht zwischen der gefühlten Distanz zum Thema und der Selbstdefinition als ausgegrenzte Minderheit. Somit scheint auch der Grad an Identifikation mit der österreichischen Gesellschaft einen Einfluss zu nehmen auf die Bereitschaft zur Übernahme der Verantwortung aus ihrer Geschichte. Dies wiederum darf nicht nur als Bringschuld verstanden werden, ist es doch alles andere als leicht (gemacht), als Migrantin und Migrant in dieser Gesellschaft anzukommen. Dies gilt umso mehr, wenn Integration als Assimilation (miss-)verstanden wird. Die gefühlte Distanz ist nicht zwingend in einer Relativierung der Shoah begründet, sondern durch die Ablehnung der Bürde der Mehrheitsgesellschaft, eine moralische Pflicht zu erfüllen, sich durch Erinnern und Gedenken von einer Schuld zu befreien. Fazit: Es war kein dezidiertes und spezifisches migrantisches Desinteresse zu finden!

Eine Interviewstudie aus dem Jahre 2008 bearbeitete in einer qualitativen Befragung unter sozialpsychologischen Gesichtspunkten aktuelle Herausforderungen der schulischen Holocaust-Vermittlung in Bayern⁹. Dabei wurde das Augenmerk unter anderem auf Befürchtungen, Erfahrungen und Zuschreibungen gelegt. In den gemachten Interviews lassen sich auch einige Momente finden, die Aufschluss über den Zugang der Jugendlichen und ihr Verhältnis zur NS-Erinnerung geben. Das Forschungsinteresse lag dabei bei den Migrationserfahrungen sowie der Migrationsgesellschaft als Kontext der Thematisierung des Nationalsozialismus und des Holocausts. Der Fokus lag zudem auf der diskursiven Metaebene. So ließ sich feststellen, dass sich Menschen mit Migrationserfahrung dem Thema grundsätzlich ohne das Gefühl von Schuld näherten¹⁰. Das (vom Umfeld) wahrgenommene Fehlen einer familiären Verbindung zu den Ereignissen und der Erinnerung (inklusive der tradierten Scham und Tabuisierung) wird (im Subjekt) zu einer freien Entscheidung zur Auseinandersetzung. Weiterhin zerstreuten so gut wie alle Interviews eine angenommene Eindeutigkeit. So sahen Jugendliche mit Migrationshintergrund öfters zu sich selbst einen stärkeren Bezug, da sie Erfahrungen von Krieg, ethnischen Säuberungen, Traumata und Migration hatten. Andererseits wiederum hatten sie das Empfinden, dass »die Deutschen« das alles viel wichtiger nehmen und diese eher das Gefühl hätten, dass die Geschichte noch etwas mit ihnen zu tun hat. Egal welche Gruppe, auf beiden Seiten finden sich auch vorurteilsbeladene Aussagen über »die Anderen«.

Wie in der Studie von Hintermann zeigte Kühner auf, dass das oft postulierte Desinteresse nicht gegeben ist. Ganz im Gegenteil wird der Geschichte mit einer natürlichen Neugier begegnet, ist doch »[...] die deutsche Geschichte nichts Fernes, sondern etwas Naheliegendes, auf dessen Spuren derjenige stößt, der hier lebt.«¹¹. Darüber hinaus können die spezifisch anderen Perspektiven relevante Anknüpfungspunkte an die Zeit des Nationalsozialismus besitzen. Im Ergebnis plädiert Kühner für eine reflektierende Anerkennung von Differenz und kommt zu folgenden vier Thesen: Erstens erhöht

Migration als Vorerfahrung die Perspektivenvielfalt, dies betreffend Geschichtsdeutungen sowie Bewertungsfiguren von Nationalsozialismus, Weltkrieg und Holocaust. Zweitens können die angesprochenen Projektionsflächen zu Konflikten führen. Drittens ergibt sich die Gefahr der Infragestellung des fragilen nationalen Verantwortungskonsens und die einer Relativierung. »Der durch Migration mögliche globalisiertere Blick auf die NS-Erinnerung impliziert eine Relativierung, die als Entlastung benutzt werden kann.«¹². Ein solcher Blick kann jedoch viertens auch eine Erweiterung des Horizonts bedeuten, um das eigene möglicherweise starre Selbstverständnis zu hinterfragen und den Blick auch auf die (eigene, andere, gemeinsame) Erinnerungskultur zu werfen.

Ein- und Ausgrenzungsmechanismen in der Erinnerungspolitik

Der moralisch aufgeladene öffentliche Diskurs, die Exklusivität der Erinnerung und die Frage der Schuld entfremden Jugendliche mit Migrationshintergrund von der Geschichte ihres Einwanderungslandes. Die Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen ist nicht ›unsere‹ Geschichte, auf die ein völkisch-nationales ›Wir‹ ein Exklusivrecht hat. Das nationalstaatliche Narrativ der Schulbücher und die homogenisierte Erinnerungsperspektive erschweren es Jugendlichen, die nicht als Teil der Mehrheit angesehen werden, zusehends, eine persönliche Einbindung in die Erinnerung zu finden. Der Nationalsozialismus und der Holocaust werden oft als – wenn auch negative – Nationalgeschichte unterrichtet. Dadurch fühlen sich Migrantinnen und Migranten nicht angesprochen. Es ist wichtig, die Geschichte des Nationalsozialismus zu kennen – und zwar unabhängig von der jeweils individuellen Herkunfts- oder Familiengeschichte. Dafür muss aber auch der Zugang geschaffen werden, der diese Geschichte nicht alleine als die Geschichte eines Landes (oder gar – was auch immer das sein mag – Volkes) versteht, um auch jene miteinbeziehen zu können, deren familiäre Hintergründe nicht jenen der Mehrheitsgesellschaft entsprechen. Die Heterogenität der Geschichtsbezüge muss aufgegriffen und ernst genommen werden. »Für die Erinnerungsarbeit heißt das, den Umgang mit dem Nationalsozialismus nicht zu einer Angelegenheit nationaler Zugehörigkeit zu machen.«¹³ Die Vermittlung kann darüber hinaus – im Sinne einer politischen Bildung – zur Analyse und Kritik nationaler Selbstbilder und nationalistischer politischer Praktiken beitragen.

Wenn junge Menschen einen Sinn darin sehen, sich mit der Geschichte des Landes, in dem sie leben, auseinanderzusetzen, werden sie auch animiert, sich der historischen Dimensionen der heutigen Gesellschaft nähern zu wollen. Einen Sinn hat dies jedoch nur, wenn sie in einen gesellschaftlichen Kontext eingebunden sind, in dem nicht nur diese Auseinandersetzung anerkannt wird, sondern die Menschen selbst anerkannt werden. Wenn es gelingt, ohne Integrationsdruck oder gar Assimilationsaufforderungen jungen Menschen mit Respekt zu begegnen, dann stellen sie sich früher oder später selber die Frage, was denn da vor sich ging. Sie werden bemüht sein, darauf eine Antwort zu finden, was in dieser Gesellschaft immer noch so stark nachwirkt und ständig in der Öffentlichkeit sehr energiegeladen immer wieder hochkommt.

Jugendliche, die oder deren Eltern nach Österreich oder Deutschland gekommen sind, um hier zu bleiben, müssen einen Umgang mit der Geschichte ihres Einwanderungslandes finden. Der Umgang mit der Geschichte des Holocaust ist auch ein integraler – wenn auch oft tabuisierter – Teil der ›hiesigen‹ Gesellschaft, in der nun gelebt wird. So taucht doch ein interessierter Blick auf, wenn die Sprache auf den National-

sozialismus kommt. Ein Ergebnis der erwähnten Studie¹⁴ von Christiane Hintermann zeigt, dass der Nationalsozialismus bei allen Jugendlichen unter allen Themen und Bezugspunkten österreichischer Geschichte (von der Türkenbelagerung Wiens bis zur Europäischen Union) bei fast allen Kategorien der Wissensquellen überdurchschnittlich abschneidet: bei Familienangehörigen, Gleichaltrigen, der Schule, den digitalen Medien, den Printmedien und den Gedenkstätten oder Museen. Auch wenn 88% der Befragten angeben, sich in erster Linie in der Schule mit dem Holocaust zu beschäftigen, so bezieht die Hälfte Informationen aus der Familie und den diversen Medien und immer noch ein Drittel von Gleichaltrigen und Gedenkstätten. Bei Jugendlichen, deren Eltern nicht in Österreich geboren sind, befragen nur ein Drittel die Eltern und Großeltern zur Geschichte Österreichs.

Migrationshintergrund ist somit kein Hindernis, sondern die Chance, sowohl für die Besuchenden wie auch die Vermittelnden einer Gedenkstätte, die Palette der Anknüpfungspunkte und der Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Notwendig dafür ist aber eine Akzeptanz der Bezüge der Jugendlichen. Migration, Vertreibung, gesellschaftlich-kulturelle Heterogenität müssen Themen werden. Genau da, meint Özlem Topcu, ist die Erinnerung (in Deutschland) jedoch noch nicht angekommen: »Sie kommen nicht vor. Migranten sind in der großen deutschen Erzählung, in der es um die Erinnerung an die NS-Verbrechen und den anspruchsvollen Umgang mit dieser Erinnerung geht, nicht vorgesehen.«¹⁵ Astrid Messerschmidt geht einen Schritt weiter und sieht in der Auseinandersetzung um die Vermittlung mit Jugendlichen aus nicht originär-deutschsprachigen Familien die Chance so manche versteinerte Bilder unserer Vermittlung generell zu hinterfragen. So konstatiert sie bei ›herkunftsideutschen‹ Jugendlichen »[...] das Bild der Juden als Opfer. Jüdische Geschichte wird auf den Holocaust reduziert, und Juden tauchen nur als Tote auf, die eine grauenhafte Vergangenheit repräsentieren, die nun endlich ganz vergehen soll.«¹⁶ Wird dieser Opferfixierung jedoch das Bild eines lebendigen Judentums entgegengesetzt (oder sogar mit jüdischem Leben heute, hier und im Nahen Osten), dann kann es dadurch ermöglicht werden, über die gesellschaftliche Vielfalt vor 1933/1938 und heute zu sprechen und über eine rassistische Ausgrenzung und Normierung gestern und heute, hier wie dort.

Identitäten und Erinnerungen

Wir müssen uns von konstruierten herkunftbezogenen Geschichtsidentitäten verabschieden, die Wirklichkeit ist vielfältiger und die starre Identität gibt es nicht. Basis dieser Debatte sind die Identitäten, mit denen wir uns in der Vermittlung konfrontiert sehen. Georgi versteht die Identität als historische Selbstreflexion und als Positionierung zum Selbstverständnis sozialer Bezugsgruppen. In das gleiche Horn stößt Ido Abram, wenn er die These aufstellt, dass es sich bei Identität »[...] um einen Prozess handelt, der sowohl im Wesen des Individuums als auch im Wesen der Kultur seiner Gemeinschaft ›lokalisiert‹ ist.«¹⁷ Beide nähern sich damit Stuart Halls Verständnis von kultureller Identität als ein immer wieder (vom Ich und vom Wir) neu auszuverhandelnder Prozess der historischen Selbstverortung. Jugendliche mit Migrationshintergrund befinden sich in einer ständigen Verhandlung von Identität und Zugehörigkeit zwischen ihren sozialen Kerngruppen und der Gesamtheit der Einwanderungsgesellschaft. Das ›Kulturelle‹ meint hier aber nicht alleine das Phänomen der Migration, sondern das soziale Verhältnis des Individuums zu seiner gesellschaftlichen Umgebung.

Auch muss Identität (auch begrifflich) gar nicht nur etwas mit Kultur zu tun haben, Gender und Adoleszenz müssen genauso mitgedacht werden. Die Parameter der Aushandlung sind vielfältig.

Martin Becher und Matthias Hass gingen in einem Beitrag ›Veränderungen in der Gedenkstättenpädagogik – Von internationalen Begegnungen zu interkultureller Arbeit‹ im Gedenkstättenrundbrief 92 auf unterschiedliche Identitätsbildungen ein. Die Unterscheidung vollzog sich anhand der Bezugnahme sowie dem Fokus des erlernten kollektiven Gedächtnisses auf Täterinnen und Täter, Opfer oder Befreier. Das eigene Wahrnehmungssystem wird als eine in sich stimmige Deutung angenommen. Daraus kann sich ein Widerspruch der politics of memory der Bezugsgesellschaft und der Einwanderungsgesellschaft ergeben. Damit einhergehend können auch ›blinde Flecken‹ in der eigenen Wahrnehmung der Geschichte entstehen. Hierbei ist es wichtig, diese als kulturell oder gesellschaftlich bedingt zu erkennen und darin keine individuellen Fehlleistungen zu sehen. »Die Lernleistung besteht also in der Fähigkeit zum Kontextwechsel und gerade nicht in der ›Korrektur‹ der anderen Position.«¹⁸

Diversität der Erinnerungen

Die Integration von Gedächtnis(sen) partieller Gruppen in den Kanon des institutionellen Gedächtnisses und damit eine Entwicklung einer gemeinsamen Erinnerungskultur wird blockiert durch die Angst, eine Eindeutigkeit zu verlieren. Das in den letzten Dekaden mühsam erarbeitete kollektive Gedächtnis wird in Gefahr gesehen. »Auch die Einbindung migrantischer Gedächtnisse wird erschwert, weil ihre polyphonen Erinnerungskulturen die Vorstellung homogener Nationalgedächtnisse aufbrechen.«¹⁹ Unsere post-nationalsozialistische Gesellschaft hat sich ein normatives Selbstbild zugelegt, in dem zwar Opfer wie Täter einen Platz haben, nicht jedoch damals weniger involvierte Gruppen. Dies aber nicht nur in einer historischen Sicht. Dieses starre Bild wird in den letzten Jahren in der Vermittlung versucht aufzubrechen und migrantische Bezüge und Perspektiven auf Ausgrenzungsmechanismen, Rassismus, Ghettoisierung, Deportationen und dergleichen mit einzubeziehen.

Das heißt aber auch, tradierte Vorstellungen von Volk und Nation einer Kritik zu unterziehen, durch die wir schnell zur Frage kommen, wie oder wie auch nicht das Jahr 1945 als Zäsur, als Bruch mit davor für allgemeingültig gehaltenen Vorstellungen, fungiert hat. In der Verortung des kollektiven Wir scheint sich das völkische Paradigma widerzuspiegeln. Als Alternative dazu mag die Universalität des Holocaust eine Lösung bieten, indem Kategorien wie ›Mensch‹ bzw. ›Menschheit‹ als Ausweg aus einer rein national fokussierten Erinnerungsgemeinschaft dienen. Darüber hinaus kann eine Heranziehung neuer und unüblicher, nicht gängiger Blickwinkel einen Diskurs eröffnen, der sich von den dominanten Narrativen abhebt oder diese im kollektiven Bewusstsein immer noch oft genug stark mit historischen Lügen verknüpften Sichtweisen einer kritischen Reflexion unterzieht.

Es braucht eine antinationale Erinnerungskultur. Die Auseinandersetzung wird in einem nationalen Rahmen gesehen, als ›unsere‹ österreichische oder deutsche Geschichte. So werden Jugendliche mit Migrationshintergrund ausgeschlossen, die einen weniger österreichisch oder deutsch geprägten Blick auf die Geschichte haben. Daher können wir auch nicht von einer angemessenen Auseinandersetzung ausgehen, die alle erfüllen müssen. Im Interesse einer heterogenitätssensiblen Vermittlungsarbeit

sollte der historische Gegenstand jedoch ohne den Rattenschwanz der nationalen Erinnerungspolitik wieder in den Mittelpunkt gerückt werden.

Immer wieder vehement gegen eine exklusive Inanspruchnahme der Erinnerung durch die (in ihrem Fall deutsche) Nachkommen-Gesellschaft der in den Nationalsozialismus Involvierten spricht sich Astrid Messerschmidt aus. Die Geschichte des Nationalsozialismus sei kein exklusives nationales Eigentum, eine nicht nur primär deutsche/österreichische Angelegenheit, ohne freilich die Täterschaft dabei infrage zu stellen. »Die Wissensvermittlung über den Holocaust – sein Ausmaß, die Art der Durchführung und seine ideologische Begründung – kann keiner Selbstbestätigung dienen über das eigene moralisch gefestigte Geschichtsbewusstsein oder über einen nationalkollektiven Konsens der Aufarbeitung.«²⁰ Das ist aber noch nicht alles: »Pädagogische Erinnerungsarbeit hat zur Kritik an Gemeinschaftsvorstellungen beizutragen, in denen die Ideologie der Volksgemeinschaft und ihrer rassistischen und antisemitischen Begründungen nachwirken.«²¹ Daraus ableitend fordert Messerschmidt eine »[...] Sensibilität gegenüber den Bruchstellen der Demokratie, die sich insbesondere im Umgang mit unerwünschter Migration, Flüchtlingen und [...] Migrant*innen zeigen [...]«²². Holocaust-Erziehung muss danach eine antirassistische Erziehung sein. Ziel ist die Einmischung und das Engagement, das Nicht-Einverstanden-Sein mit den gesellschaftlichen Zuständen. Teil dieser antirassistischen Vermittlung ist es, die Kategorie »Migration« selber als Unterscheidungskriterium zu reflektieren und auch infrage zu stellen.

Eine Pluralität der Erinnerungen zieht auch eine Pluralität der Deutungen nach sich. Diese darf jedoch nicht zur Beliebigkeit verkommen. Es soll nicht darum gehen, gegenüber inakzeptablen Interpretationen der Geschichte Verständnis zu zeigen, es soll darum gehen, einer gemeinsamen Erinnerung eine kollektive Erarbeitung des Narrativs voranzustellen, in der sich verschiedene Zugänge und Blickwinkel wiederfinden. Schnell wird in diesem Zusammenhang jedoch ein vermeintlicher oder tatsächlicher Antisemitismus thematisiert, wenn auch oft mit dem Referenzrahmen des Nahost-Konflikts und der Politik Israels. »Der historische Bezugsrahmen dieser Kinder und ihrer Familien sei nicht der Mord an sechs Millionen Juden in Europa, sondern seien die Konflikte im Nahen Osten.«²³ Ein solche Wahrnehmung des Judentums durch Jugendliche mag auf jeden Fall irritieren, eine grundsätzliche Ablehnung der Auseinandersetzung oder ein tief verankerter Antisemitismus ist deshalb noch nicht festzumachen. Trotz der (durch den Diskurs der Herkunftsgesellschaften) antisemitisch geprägten Sicht auf das Judentum mangelt es meist nicht an Empathie für die Opfer der Shoah. Eine an diese Widersprüchlichkeit anknüpfende Diskussion mag eine der Königsdisziplinen der transkulturellen Holocaust-Erziehung sein. Ihr sollte jedoch nicht mit Angst, sondern mit der Freude über die Möglichkeiten begegnet werden. Aus dem Lernen über den Holocaust kann auch die Chance erwachsen, einen potenziellen Antisemitismus zu thematisieren.

Einige Überlegungen zur Vermittlung

Transkulturelles Geschichtslernen hat nichts damit zu tun, ob ›Ausländerinnen‹ oder ›Ausländer‹ in der Gruppe ausgemacht werden oder nicht. Das zu erreichende Ziel wird oft als historische interkulturelle Kompetenz definiert. Zentrale Bezugsrahmen dabei sind die mobile und heterogene Gesellschaft sowie die schon angesprochene Frage nach der nationalen Geschichte. Kultur wird in diesem Kontext nicht als statischer

Begriff verstanden, sondern als dynamisch und schwer abgrenzbar²⁴. Noch einmal soll betont werden, dass sich Heterogenität nicht an essenzialistischen Kategorien wie ›kulturell‹, ›ethnisch‹ oder ›Herkunft‹, festmachen lässt, sondern eine Heterogenität der individuellen konkreten Erfahrungen ist. Unterschiedliche Vorerfahrungen sollen nicht negiert werden, genauso wenig wie krampfhaft konstruiert. In der Gedenkstättenpädagogik ist es unsere Aufgabe, diese Erfahrungen nutzbar zu machen.

Abholen, wo sie stehen

Über die Orientierung auf die Lebenswelt der Jugendlichen und der sich daraus bietenden Anknüpfungspunkte für die Vermittlung zur Handlungsorientierung: So könnte die Formel lauten. Die Lebensrealität der besuchenden Jugendlichen und Erwachsenen ist Teil der Vermittlung. Räume werden eröffnet, die ein In-Beziehung-Setzen des Ich mit der Geschichte und der Gegenwart ermöglichen. »Die Involvierung und Ermächtigung des Individuums ist eine zentrale Komponente der politischen Bildung. Nicht bei ideologischen oder moralischen Erklärungen, sondern bei dieser Selbstreflexion des Ich setzt politische Bildung ein.«²⁵ Der Schwerpunkt soll von den Guides zur Gruppe wechseln. Vermittelt soll nicht eine Erzählung, sondern ein Diskurs der Narrative, Zugänge, Erfahrungen, Auseinandersetzungen, Widersprüche und mitgebrachten Bilder werden. Ziel ist die Partizipation und die eigene Auseinandersetzung mit der Geschichte. Durch die versuchte Selbstbestimmtheit im Lernprozess kann die Nachhaltigkeit der Auseinandersetzung erhöht werden. Ein Ansatz ist das entdeckende Lernen, das u.a. Doreen Cerny in einem Aufsatz versuchte als Handlungsfeld auf die Arbeit an Gedenkstätten zu übertragen. Cerny versteht eine Vermittlung an Gedenkstätten als angeleiteten geplanten Prozess der Stärkung des Neugierverhaltens und des Provozierens von Erkenntniskonflikten, die als Entdeckungshilfe fungieren²⁶. Sie sieht darin auch eine praktische Kritik an einer stilisiert-emotionalen Vermittlung, die durch die Nähe zum Bösen das Gute fördern will. Es geht vielmehr darum die Besuchenden bei ihrer Entdeckungs- und hoffentlich Erkenntnisreise zu begleiten.

Als gloale Geschicht erzählen

Die NS-Geschichte ist als eine europäische bzw. globale Geschichte zu vermitteln, als Zäsur der Menschheitsgeschichte, deren Auswirkungen damals wie deren notwendige Lernerfahrungen sich heute nicht an nationalstaatliche oder national-kulturell konzipierte Grenzen halten. Die Verbrechen der Nazis hatten eine gesamteuropäische, wenn nicht weltweite Dimension, eine Verengung auf eine nationale Perspektive wird dem Gegenstand nicht gerecht. Der Holocaust fand nicht nur in den Konzentrationslagern im Deutschen Reich statt, sondern reichte mit den Einsatzgruppen bis weit hinein auf sowjetisches Gebiet. Mit dem Afrikafeldzug oder dem Pazifikkrieg wurden kontinentale Grenzen überschritten. Die Welt in den Blick zu nehmen, kann auch bedeuten, beim Sprechen über den Holocaust auch über andere Genozide zu sprechen. Nicht die Betonung der Singularität des Holocaust mit dem Zeigefinger muss daran anschließen, sondern die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Und genau diese Unterschiede – das Ausmaß des Verbrechens, die bürokratisierte und geplante Durchführung von Verfolgung und Vernichtung, der industrielle Massenmord, der Antisemitismus – eröffnen weitere Themen. Dabei wird sowohl der universale Aspekt der Shoah berücksichtigt wie auch dessen Singularität.

Multiperspektivität

Historisch geht es um ein Miteinbeziehen von Perspektiven der Opfer, der Täterinnen und Täter und der Zuschauenden, aber auch der Widerständigen, der Befreier, der in das Exil geflohenen und emigrierten, derer, die nach Palästina gegangen sind oder von Perspektiven derer, die an der Peripherie dieses Weltkrieges von diesem auch nicht unberührt blieben. Weder ein opferzentriertes Gedenken noch eine übersteigerte Täterdistanzierung trägt zu einem ausgewogenen Bild bei. Aktuell geht es um ein Miteinbeziehen der Zugänge aller am aktuellen Diskurs Beteiligten, »[...] es geht darum, nicht nur den eigenen kulturellen Standort zu sehen, sondern den Blickwinkel anderer Personen oder Gruppen selbstverständlich mit zu berücksichtigen.«²⁷

Die Multiperspektivität erlaubt die kritisch-reflektierende Zuordnung von einem ›Wir‹ und den ›Anderen‹ und eine kritische Reflexion von Selbst- und Fremdzuschreibung. Möglich, dass die Vermittlung durch die vielen Blickwinkel zu einer Verwirrung führt. Das Risiko ist es wert, eingegangen zu werden. Eine Verwirrung kann eine Auseinandersetzung hervorrufen, die einem eindeutig geglaubten Bild nicht nur mehr Schattierungen, sondern auch mehr Tiefe verleiht.

Empathisches Verstehen

Meines Erachtens soll es nicht um das Erzeugen von großen Gefühlen gehen oder gar um eine Emotionalisierung geschichtlichen Lernens. Ganz im Gegenteil. Die Vermittlung steht immer in den Spannungsfeldern von (Fakten-)Wissen versus/und (Nach-)Denken und von Wissen versus/und Emotion. Die Frage steht dabei im Raum, ob die Erzeugung bzw. das willentliche Heranführen an Affekte als Ziel verstanden oder erst gar nicht zugelassen werden soll. Mir scheint das empathische Verstehen als sinnvolle dialektische Lösung der in der Vermittlung oft diskutierten Dualität von Wissen und Emotion.

Von einem überwiegenden Teil der Schülerinnen und Schüler wird die Schule als die wichtigste Institution und Instanz der Geschichtsvermittlung genannt. Gleichzeitig lässt sich jedoch konstatieren, dass Schülerinnen und Schüler die schulische Annäherung an den Holocaust in erster Linie darin anerkennen, Wissen zu schaffen. Einen Bezug zur Geschichte finden Jugendliche anderswo. Die Familie, das engere soziale Umfeld oder auch Medien scheinen dabei eine viel gewichtigere Rolle zu spielen. Fakten sind hilfreich, doch alleine noch kein Garant für ein politisches – verstanden als selbst-reflexives – Verständnis der Geschichte.

Gegen die Moral

Die Bearbeitung des Themas wird mit der Anforderung verbunden, der Unfassbarkeit des Grauens zu begegnen und Fragen der Schuld zu behandeln sowie Fragen der Aufarbeitung und Verantwortung. Daraus wird oft eine moralische Verantwortung abgeleitet, sich zwingend mit dem Thema beschäftigen zu müssen. Die Verantwortung der Erinnerung und des Lernens aller soll nicht in Abrede gestellt werden, jedoch der noch mancherorts existierende moralische Druck.

Die Vermittlung der Nazi-Verbrechen schafft es, auch ohne die betroffenenpädagogische ›Choreografie der Emotionen‹ in jungen Mensch etwas zu bewirken. Ganz im Gegenteil sollen diese nicht moralisch erdrückt werden, sondern intellektuell und kreativ gefordert. Nur dadurch kann ein Beitrag zur eigenen Wertorientierung geleis-

tet werden, die auch als eigene angenommen und gefestigt wird. Eine oft formulierte Erfahrung mit jungen Menschen in Gedenkstätten ist das innere Weghören oder gar der offene Unwillen zur Auseinandersetzung mit dem Thema. Dies wird als Desinteresse missverstanden. Dabei wird aber nicht das Was, sondern das Wie als unangenehm erfahren. »Die Abwehr gegen die Belehrung richtet sich dann schnell gegen die Auseinandersetzung mit dem historischen Gegenstand selbst, der als etwas erscheint, das mit einem selbst wenig zu tun hat.«²⁸ Den Vermittelnden ist damit die Aufgabe zuteil, zwar moralische Kategorien zu diskutieren, jedoch nicht zu moralisieren.

Fragend gehen wir voran

Das »preguntando caminamos« der süd-mexikanischen, basisdemokratischen, rebellierenden Bewegung der Zapatistas kann als methodischer Leitsatz für die Vermittlungsarbeit ausgeliehen werden. Im Zentrum steht dabei, keine fertige und schon gar keine abgeschlossene Geschichte zu präsentieren, die alleine eine Interpretations- und Deutungsmöglichkeit zulässt. In der konkreten Vermittlungssituation bedeutet dies eine starke Prozessorientiertheit, die auf alles, was aus der Gruppe kommt, reagiert und diese Beiträge in die Auseinandersetzung miteinbezieht.

Es soll die Angst genommen werden, Fragen zu stellen. Indem wir kein homogenes und fixes Narrativ vermitteln und mit der zentralen Bedeutung der Frage als didaktischem Mittel gelangen wir zu Gesprächsräumen, die der Komplexität von Thema und Ort gerecht werden. Als Mittelpunkt dabei wirken das Gespräch und das Fragen, das eine emotional-reflektierte Auseinandersetzung und eine kritisch-reflektierende Haltung fördern soll. Neben dem Fragecharakter der Vermittlung ist dabei Raum und Zeit zum Nachdenken notwendig und der Versuch die Geschichte des Ortes mehrdimensional und multiperspektivisch zu betrachten. Ziel sind geöffnete Gesprächsräume und die Interaktion als Dialog.

Humanistische Erziehung

Hat die historische Bildung eine politische Implikation, wird diese verstanden als Geschichtslernen im Sinne einer historisch-politischen Menschenrechtsbildung. Nicht das Wissen über historische Tatsachen steht im Mittelpunkt, sondern das Verständnis und Handeln der heutigen Akteurinnen und Akteure. Das Ziel wird umrissen mit Begriffen wie Solidarität, gegenseitige Hilfe oder Respekt, auf jeden Fall aber mit dem emanzipatorischen Ziel der Selbstermächtigung – der Ermächtigung zu widerständigem Wissen.

Alternative Handlungsmöglichkeiten sollen entwickelt und erprobt werden. Ziel ist eine verstärkte Partizipation auf der Ebene der Gesellschaft, persönliche Stärke und Empathiefähigkeit im eigenen Selbstverständnis und Verhalten. Vielfach wird eine humanistische Erziehung nach Auschwitz missverstanden als Fürsprache für eine bürgerlich-demokratische und rechtsstaatliche Ordnung. Eine humanistische Erziehung, die ihrem Anspruch gerecht werden will, muss jedoch darüber hinausgehen. Sie braucht eine Infragestellung und Kritik der herrschenden Verhältnisse.

Axel Schacht studierte Sozialwirtschaft an der Johannes Kepler Universität in Linz. Er ist – vor allem im Kontext der Migration – Sozialarbeiter, Guide an der Gedenkstätte Mauthausen und Mitarbeiter von erinnern.at.

- 1 Informationen zum Lehrgang »Pädagogik an Gedächtnisorten«:
erinnern.at/bundeslaender/oberoesterreich/lehrgang-padagogik-an-gedachtnisorten/
akademielehrgang-padagogik-an-gedachtnisorten
- 2 Ines Garnitschnig, Wessen Opas Geschichte? Familiäre Tradierungen und Bezüge zur Shoah in der post-nazistischen Migrationsgesellschaft, in: Till Hilmar (Hg.), Ort, Subjekt, Verbrechen. Koordinaten historisch-politischer Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus, Wien 2010, S. 320
- 3 Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann, Tonio Hölscher, Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S. 9
- 4 Angela Kühner, NS-Erinnerung und Migrationsgesellschaft: Befürchtungen, Erfahrungen und Zuschreibungen, in: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, Einsichten und Perspektiven Themenheft 1/2008 Holocaust Education, www.km.bayern.de/blz/eup/01_08_themenheft/6.asp (letzter Zugriff 9. 8. 2012), hier S. 4
- 5 Viola B. Georgi, Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003
- 6 Viola B. Georgi, Jugendliche aus Einwandererfamilien und die Geschichte des Nationalsozialismus, in: Bundeszentrale für politische Bildung, Aus: Politik und Zeitgeschichte B 40 – 41/2003, Bonn 2003, S. 40
- 7 Christiane Hintermann, Geschichtsbewusstsein und Identitätskonstruktionen in der Einwanderungsgesellschaft. Eine empirische Analyse unter Jugendlichen in Wien, in: SWS-Rundschau (47. Jg.) Heft 4/2007
- 8 Christiane Hintermann, Dissonante Geschichtsbilder? Empirische Untersuchung zu Geschichtsbewusstsein und Identitätskonstruktionen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Wien, Wien 2007, S. 118
- 9 Phil C. Langer, Daphne Cisneros, Angela Kühner, Aktuelle Herausforderungen der schulischen Thematisierung von Nationalsozialismus und Holocaust, in: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, Themenheft 1/2008 Holocaust Education, 192.68.214.70/blz/eup/01_08_themenheft/2.asp (letzter Zugriff 9. 8. 2012)
- 10 Langer/Cisneros/Kühner 2008
- 11 Kühner 2008, S. 9
- 12 Kühner 2008, S. 13
- 13 Astrid Messerschmidt, Gegenwartsbeziehungen – Erinnerungsbildung auf der Suche nach zeitgemäßen Perspektiven, in: Einsicht. Bulletin des Fritz Bauer Instituts zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, 2. Jg., Nr. 4/2010, S. 18
- 14 Hintermann 2007
- 15 Özlem Topcu (Zeit-online), Holocaust-Gedenken »Bist du Jude?« Zwei Deuschtürken versuchen, die deutsche Geschichte zu erklären – und treffen auf hartnäckige Vorurteile, S. 2, www.zeit.de/2010/04/Umfrage-Reportage (letzter Zugriff 9. 8. 2012)
- 16 Messerschmidt 2010, S. 17
- 17 Ido Abram, Das ABCD des interkulturellen Lernens in der Klasse, S. 2, [fasena.de/download/forschung/Abram%20\(2001\).pdf](http://fasena.de/download/forschung/Abram%20(2001).pdf) (letzter Zugriff 9. 8. 2012)
- 18 Martin Becher und Matthias Hass, Veränderungen in der Gedenkstättenpädagogik – Von internationalen Begegnungen zu interkultureller Arbeit, in: GedenkstättenRundbrief 92, www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaetten-rundbrief/rundbrief/news/veraenderungen_in_der_gedenkstaettenpaedagogik_von_internationalen_begegnungen_zu_interkulturell (letzter Zugriff 9. 8. 2012), hier S. 6
- 19 Berthold Molden, Geschichtspolitik als politisches Handlungsfeld, in: Bildpunkt Frühling 2011 – Zeitschrift der IG Bildende Kunst, Wien 2011
- 20 Astrid Messerschmidt, Geschichtsbeziehungen in Bewegung – Erinnerungsbildung in postnational-sozialistischen Migrationsgesellschaften, in: Bildpunkt Frühling 2011 – Zeitschrift der IG Bildende Kunst, S. 26, Wien 2011
- 21 Messerschmidt 2011, S. 26
- 22 Messerschmidt 2011, S. 26
- 23 Topcu 2010, hier S. 2
- 24 Bettina Alavi, Interkulturelles Geschichtslernen, in: Vorstand der Konferenz für Geschichtsdidaktik, Zeitschrift für Geschichtsdidaktik (ZfGD), Jahresband 2002
- 25 Yariv Lapid, Christian Angerer, Maria Ecker, »Was hat es mit mir zu tun?« Das Vermittlungskonzept an der Gedenkstätte Mauthausen, Wien/Mauthausen 2011, S. 6
- 26 Doreen Cerny, Entdeckendes Lernen an KZ-Gedenkstätten – Copei und das Konzept des entdeckenden Lernens im (außer-)schulischen Bildungsgeschehen, in: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung Heft 4-2010, S. 445, www.budrich-journals.de/index.php/diskurs/article/download/4616/3804 (letzter Zugriff 9. 8. 2012),
- 27 Alavi 2002, S. 125
- 28 Messerschmidt 2010, S. 17

Neuer Gedenkort für eine »vergessene« Opfergruppe

DIE GEDENKSTÄTTE FÜR DIE OPFER DER EUTHANASIE-MORDE
IN BRANDENBURG/HAVEL

Astrid Ley

Im Beisein von über 40 Angehörigen ermordeter Patienten wurde am 17. August 2012 die »Gedenkstätte für die Opfer der Euthanasie-Morde« in Brandenburg/Havel eröffnet, die zur Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten (Oranienburg) gehört. Damit ist nun auch für die letzte der sechs Gasmordanstalten der »Aktion T4« eine Dokumentations- und Bildungseinrichtung geschaffen worden, die in würdevoller Weise mit modernen musealen Mitteln an die dort verübten Verbrechen erinnert. In der Tötungsanstalt Brandenburg wurden zwischen Anfang Januar und Ende Oktober 1940 mehr als 9 000 Menschen aus psychiatrischen Krankenhäusern des nord- und mitteldeutschen Raums ermordet.

Die Tötungsanstalt Brandenburg befand sich auf dem Gelände des 1931 geschlossenen Alten Brandenburger Zuchthauses an der Neuendorfer Straße (heute: Nicolaiplatz). Sie war eine von sechs Mordstätten der sogenannten »Aktion T4«, der ersten, zentral gesteuerten Phase des Krankenmords 1940/41, der über 70 000 psychisch Kranke und Behinderte im Deutschen Reich zum Opfer fielen. Das von der NS-Parteikanzlei organisierte Mordprogramm, in das auch hohe staatliche Stellen eingebunden waren, zielte vorrangig auf Kosteneinsparungen im Gesundheitswesen ab: Durch das Programm sollten die öffentlichen Aufwendungen für als unheilbar und ökonomisch unbrauchbar angesehene Patienten reduziert werden.

Bei der NS-Euthanasie wurden besonders schutzbedürftige Menschen – nämlich Anstaltspatienten – in einem arbeitsteiligen Prozess von Ärzten und Krankenpflegern ermordet. Die behandelnden Ärzte in den psychiatrischen Einrichtungen füllten auf behördliche Anweisung hin Meldebögen über ihre Patienten aus, in denen unter anderem die jeweilige Heilungsaussicht sowie die Arbeitsleistung abgefragt waren. Auf der Basis dieser Eintragungen entschieden dann spezielle ärztliche Gutachter, wer in das Mordprogramm einbezogen werden sollte. Die selektierten Menschen wurden in Omnibussen aus ihren Anstalten abgeholt und in die Tötungseinrichtung gebracht. Dort halfen Krankenschwestern und -pfleger den Patienten beim Entkleiden, brachten sie zu einer kurzen ärztlichen Untersuchung, die vor allem der Ermittlung einer glaubhaften »natürlichen« Todesursache für die spätere Beurkundung diente, und führten sie in die Gaskammer. Ein Arzt öffnete das Ventil der Kohlenmonoxid-Flasche im Nebenraum und kontrollierte durch ein Fensterchen die Wirkung des eingelassenen Giftgases. Nach Abschluss des Tötungsvorgangs brachten SS-Männer die Leichen der Opfer zu den Verbrennungsöfen. Dabei kremierten sie stets mehrere Leichen gleichzeitig, sodass die Asche der Ermordeten vermengt wurde. Der größte Teil dieser Asche wurde an noch immer unbekanntem Ort verscharrt.

Die Familien der Opfer wurden vorsätzlich getäuscht. In den Briefen, mit denen die T4-Anstalt über den »plötzlichen und unerwarteten« Tod der Kranken informierte,



wurden gezielt unwahre Angaben gemacht. Auch die den Angehörigen zugeschickten Todesurkunden waren aus Tarnungsgründen gefälscht: Weder trafen die dort genannten »natürlichen« Todesursachen zu, noch die angegebenen Sterbedaten und -orte. Die falschen Angaben dienten vor allem dazu, die Geschehnisse in der Stadt Brandenburg zu vertuschen. Dadurch wurde es möglich, im Zentrum dieser belebten Mittelstadt über 9.000 Menschen zu ermorden, ohne dass es zu Protesten durch die Bevölkerung kam. Durch die Verschleierungsmaßnahmen wurden zudem die Opfer konsequent aus der Geschichte getilgt: Mit ungenanntem Ziel aus ihren Anstalten verlegt und im Rahmen eines fabrikmäßigen Massenmords getötet, gruppenweise anonym verbrannt und zumeist namenlos verscharrt – noch nicht einmal ihr Tod wurde korrekt dokumentiert – verschwanden die Ermordeten schon bald aus der allgemeinen Erinnerung. Noch heute gehören sie deshalb zu den vergessenen Opfern der NS-Gewaltherrschaft. Das wichtigste Anliegen der neuen Gedenkstätte und ihrer Dauerausstellung besteht daher darin, den in Brandenburg ermordeten Menschen ihre Namen und ihre Identität zurückzugeben und sie dadurch in unserer Erinnerung zu verankern.

Ein erheblicher Teil der in Brandenburg ermordeten Patienten – mehr als zehn Prozent der namentlich bekannten Opfer – waren Juden. Jüdische Kranke wurden seit Sommer 1940 nicht länger über das übliche Meldeverfahren selektiert, sondern unabhängig von Heilungschancen oder Arbeitsfähigkeit allein aufgrund ihrer jüdischen Abstammung ermordet. Diese sogenannte »T4-Sonderaktion«, die in Brandenburg begann, gilt als Auftakt zum Holocaust. Sie war aber nicht die einzige Verbindung zwischen dem Kranken- und dem Judenmord. Ein anderes wichtiges Bindeglied stellt der Personaltransfer von der Brandenburger T4-Anstalt in die Vernichtungslager im Osten dar, durch den auch die Tötungstechnik auf die Mordstätten des Holocaust übertragen wurde.

Die neue Gedenkstätte am Nicolaiplatz

Die neue Gedenkstätte befindet sich am historischen Ort des NS-Krankenmordes in der Stadt Brandenburg. Sie besteht aus einer Dauerausstellung im weitgehend original

Gedenkort »Anstaltscheune« am Tag der Gedenkstätten-eröffnung. Foto: Dr. Georg Neuhold

erhaltenen ehemaligen Werkstattgebäude des Brandenburger Alten Zuchthauses – das Sitz der T4-Anstalt war –, aus einem Gedenkort bei den Fundamenten der Anstaltscheune, in der sich die Gaskammer und zeitweise auch das Krematorium befand, und schließlich aus einem Archiv- und Lernzentrum, das in einem ebenfalls zum Alten Zuchthaus-Komplex gehörenden Nachbargebäude untergebracht ist. Organisatorisch ist die neue Gedenkstätte Teil der seit 1993 von der Stiftung betriebenen Dokumentationsstelle Brandenburg, welche die seit 1975 bestehende kleine Gedenkstätte im Hinrichtungsraum des ehemaligen »neuen« Brandenburger Zuchthauses auf dem Görden betreut, wo in der NS-Zeit über 2 000 Menschen exekutiert wurden. Um die pädagogische Arbeit der Einrichtung in der Stadtmitte zu konzentrieren, wurde auch das Archiv der Dokumentationsstelle »Zuchthaus Brandenburg« und die Projektwerkstatt »Robert Havemann«, eine durch das Landes-Bildungsministerium geförderte außerschulische Bildungsstätte, an den Nicolaiplatz verlegt. Ziel war die Schaffung einer zentralen Stelle, die über die authentische Orte in der Stadt Brandenburg informiert, auf sie verweist und dem Besucher ihre Geschichte erschließt.

Bei der Außengestaltung der neuen Euthanasie-Gedenkstätte am Nicolaiplatz kam es uns vor allem darauf an, eine deutlich sichtbare Verbindung zwischen der Ausstellung im ehemaligen Werkstattgebäude und den Fundamenten der Gaskammer zu schaffen, um die Präsentation über die Krankenmorde mit dem historischen Ort dieser Verbrechen in Beziehung zu setzen. Im Rahmen der Sanierung und denkmalgerechten Instandsetzung des Bauwerks durch das Architekturbüro Uli Krieg (Brandenburg/Havel) wurde daher der Eingang zum Ausstellungsgebäude auf die den Fundamenten der Anstaltscheune zugewandte Hausseite verlegt. Die dadurch erleichterte Bezugnahme auf den tatsächlichen Verbrechensort setzte Hans Dieter Schaal (Attenweiler) in seiner Ausstellungsgestaltung eindrucksvoll um: So dunkelte er die Ausstellungsräume durch graue Gaze komplett ab, nur ein einziges Fenster blieb frei. Durch dieses wird der Blick nach draußen gleichsam auf die Fundamente der Gaskammer fokussiert, die in der Ferne unter Bäumen erkennbar sind. Die Sichtachse zwischen der Ausstellung und dem historischen Ort wurde durch eine auf den Boden aufgemalte graue Linie betont, die im Ausstellungsraum beginnt und durch das einzige unverdunkelte Fenster hinaus über den Außenbereich zu den knapp 100 Meter entfernten Fundamenten verläuft. Neben diesen sind auf vier Metallstelen Porträts von dort ermordeten Menschen zu sehen.

Die Dauerausstellung »Euthanasie-Anstalt Brandenburg an der Havel, 1940«

Die mit 140 qm Fläche recht kompakte Dauerausstellung nimmt zwei Räume ein, deren erster, größerer von einem mächtigen hinterleuchteten Dokumentationstisch dominiert wird, der sich wie ein Rechteck um einen kreuzförmigen Deckenpfeiler in der Raummitte legt. An einer Seite ist der Tisch durch die Linie am Boden, die die Blickachse zu den Fundamenten symbolisiert, jäh abgeschnitten. Die dunkellackierten Schnittflächen samt Mittelbereich formen ein schwarzes Loch, das für den Tod der so jäh aus dem Leben gerissenen Opfer steht. Wände, Boden und Decken der ohnehin abgedunkelten Räume sind in Anthrazit gehalten, als einzige Lichtquellen dienen der Dokumentationstisch, mehrere ebenfalls hinterleuchtete Wandelemente sowie einige Deckenfluter, was den mit einer preußischen Kappendecke versehenen Räumen einen geradezu sakralen Ausdruck gibt.



Ökumenische Andacht
und Kranzniederlegung
am Gedenkort
»Anstaltsscheune« im
Rahmen der Eröffnung.
Foto:
Dr. Georg Neuhold

Auf dem Dokumentationstisch im ersten Raum wird das Hauptthema der Ausstellung präsentiert: der Mord an rund 9000 Kranken und Behinderten in dem zur Tötungsanstalt umgebauten Brandenburger Alten Zuchthaus. Als Mittel zur Illustration dienen – wie im Rest der Ausstellung auch – vor allem reproduzierte Fotografien und Dokumente sowie Filmsequenzen und interaktive Präsentationen, die in Medienstationen zur Verfügung stehen.

Nach einem kurzen Überblick über die »Geschichte des Ortes« wird zunächst die sogenannte Brandenburger Probetötung geschildert, bei der die Entscheidung für das Mordverfahren mit Giftgas fiel. Anschließend beschäftigt sich die Darstellung vor allem mit der Vorbereitung, Durchführung und Verschleierung der Euthanasie in Brandenburg sowie mit den Menschen, die ihr dort zum Opfer fielen. Dabei werden die verschiedenen Stationen des Krankemords am Beispiel einzelner Opfer dargelegt, deren vollständige Lebensgeschichten – unter bewusstem Verzicht auf sensible Informationen aus den Krankenakten – in einer Medienstation dokumentiert sind. Zudem werden einige besondere Opfergruppen genauer betrachtet. In unmittelbarer Nähe – an hervorgehobener Stelle und durch ein großes Wandfoto optisch akzentuiert – ist den jüdischen Opfern der »Aktion T4« ein besonderes Ausstellungskapitel gewidmet.

In weiteren Medienstationen können Informationen zu den Herkunftsanstalten der in Brandenburg ermordeten Menschen abgerufen werden sowie ein nach Kriegsende aufgefundener Notizkalender des Tötungsarztes Irmfried Eberl, in dem dieser zahlreiche ankommende Patiententransporte festhielt. In einer beleuchteten Vitrine, die in den Dokumentationstisch eingelassen ist, wird schließlich eine Urnenplakette präsentiert, die für das Aschengefäß eines im Juni 1940 im Alter von vier Jahren in Brandenburg getöteten Buben angefertigt wurde. Es verweist auf die besondere Bedeutung dieses Objekts, dass als einziges Exponat der Ausstellung im Original zu sehen ist: Denn die kleine Plakette symbolisiert das fast spurlose Verschwinden der Opfer des Krankemords aus der Geschichte.

Die Hintergründe der auf dem Dokumentationstisch geschilderten Geschehnisse sowie ergänzende Themen werden auf Wandelementen behandelt, und zwar im ersten Raum zunächst die Ideengeschichte und die historischen Grundlagen der NS-Euthanasie. Im zweiten Ausstellungsraum geht es dann um das Personal der Brandenburger T4-Anstalt – in einer Medienstation werden die verschiedenen Tätergruppen unter anderem anhand exemplarischer Einzelbiographien ausführlich dokumentiert –, um andere Krankenmorde während des Zweiten Weltkriegs neben der »Aktion T4« sowie um den Widerstand gegen die NS-Euthanasie in Berlin-Brandenburg, dessen bekannteste Protagonisten der Pfarrer Paul Gerhard Braune, der Amtsrichter Lothar Kreyssig und der Dompropst Bernhard Lichtenberg waren. Viele Mitarbeiter der Brandenburger Tötungsanstalt übernahmen später Schlüsselpositionen bei der Ermordung der ins »Generalgouvernement« deportierten Juden und transferierten die T4-Tötungstechnik in die NS-Vernichtungslager, wie ein eigener Ausstellungsschwerpunkt zur »Aktion Reinhardt« verdeutlicht.

Schließlich widmet sich die Ausstellung der Frage nach der Strafverfolgung von Euthanasie-Verbrechen in der Bundesrepublik und der DDR sowie dem Umgang der Stadt Brandenburg mit ihrer Geschichte seit 1945.

Eine Besonderheit der Ausstellung besteht darin, dass wir von einer Anonymisierung der Opfernamen bewusst abgesehen haben. Die in der Brandenburger T4-Anstalt ermordeten Patienten – und auch die wenigen dort von der Tötung »zurückgestellten« Kranken – erscheinen somit durchweg unter ihrem vollständigen Namen. Das Bemühen, den zumeist anonym verscharften NS-Opfern mit ihren Namen auch ihre Identität zurückzugeben, ist im Hinblick auf KZ- und Holocausttote längst zu einem anerkannten Bestandteil der Erinnerungskultur geworden. Euthanasie-Geschädigte werden dagegen in Ausstellungen und Publikationen in aller Regel anonymisiert, oft unter Verweis auf die datenschutzrechtlichen Vorgaben der Archive.

Doch die Opfer des Krankentodes zählen zu den vergessenen Opfern der NS-Gewaltherrschaft. Für viele von ihnen wurde kein persönlicher Grabstein gesetzt, auch im öffentlichen Gedenken sind sie kaum präsent. Um diese Menschen in unserer Erinnerung zu verankern, bedarf es einer Personalisierung durch Nennung ihrer Namen, so das Ergebnis der Diskussion, die wir mit Mitgliedern der Beratungsgremien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten führten. Dass uns dies in Ausstellung und Katalog tatsächlich weitestgehend möglich ist, verdanken wir – neben dem Einverständnis Angehöriger – auch dem Entgegenkommen der von uns ausgewerteten Archive, deren Leiter sich fast alle der Auffassung anschlossen, dass die namentliche Nennung der Opfer die Voraussetzung für ein würdiges Gedenken ist. Am Ende der Ausstellung, in einem abgeschirmten und entsprechend gestalteten Bereich, ist deshalb ein Gedenkbuch für die Opfer ausgelegt, das in alphabetischer Folge die Namen von 8 237 Männern, Frauen und Kindern enthält, die in der T4-Anstalt Brandenburg ermordet wurden. Es ist das Ergebnis mehrjähriger akribischer Forschungstätigkeit, dennoch konnten aufgrund von Aktenverlusten knapp zehn Prozent der in Brandenburg getöteten Patienten noch nicht identifiziert werden. Um die persönlichen Daten der Opfer und die Privatsphäre ihrer Nachkommen so gut möglich zu schützen, wird das Gedenkbuch nicht publiziert; es ist nur in der Gedenkstätte für die Öffentlichkeit einsehbar.

In der durchgängig zweisprachigen Ausstellung (deutsch und englisch) wird schließlich besonderer Wert auf Barriere-Armut gelegt. Gebäudezugang, Ausstellungsräume



und sanitäre Anlagen sind rollstuhlgerecht, der Dokumentationstisch ist fast überall unterfahrbar, sodass die darauf präsentierten Inhalte auch im Sitzen rezipiert werden können. Alle Tonfilme sind mit Untertiteln versehen, um sie für Hörbehinderte leichter erfassbar zu machen, die Bedienelemente für die Wand-Monitore lassen sich auch vom Rollstuhl aus gut erreichen. Schließlich wurde ein spezieller Katalog zur Ausstellung erarbeitet, der zentrale Inhalte in Leichter Sprache präsentiert. Leichte Sprache ist eine Form der Barrierefreiheit, die Menschen mit Lernschwierigkeiten eine gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben ermöglicht. Ein Hörbuch zur Ausstellung für blinde Besucher steht dagegen leider noch aus.

Die Ausstellung wäre in dieser Form nicht möglich gewesen ohne die bereitwillige Unterstützung durch zahlreiche Archive, Museen, Gedenkstätten und andere Einrichtungen wie das Bundesarchiv und das Brandenburgische Landeshauptarchiv. Ein Teil der in der Ausstellung gezeigten Objekte wurde von Angehörigen hier ermordeter Menschen zur Verfügung gestellt, in erster Linie sehr persönliche Fotografien der Opfer aus dem Besitz der Familien.

Die Kosten für die Sanierung des Gebäudes und die Dauerausstellung betragen rund 741 000 Euro. Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Europäischen Union, Europäischer Fonds für regionale Entwicklung, stellten jeweils Fördermittel in Höhe von 357 000 Euro bereit. 26 800 Euro stammen aus dem Haushalt der Stiftung. Die Sanierung und Ausstattung der Projekt- und Archivräume (Archiv und Lernzentrum) im Nachbargebäude kostete 495 000 Euro, die vom Land Brandenburg aus Mitteln des Vermögens der Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR bereitgestellt wurden. Die Recherchen für das Gedenkbuch schließlich wurden vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin finanziert. Zur Ausstellung ist ein Katalog in deutscher und in englischer Sprache erschienen. Ein weiterer in Leichter Sprache wurde jüngst publiziert.

Ausstellungsraum 2 mit dem Thema »Widerstand gegen den Krankenmord«. Foto: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Manuele Schulz

Besichtigung der
Ausstellung am
Eröffnungstag 2012,
Foto: Stiftung
Brandenburgische
Gedenkstätten/
Manuele Schulz



Gedenkstätte für die Opfer der Euthanasie-Morde in Brandenburg/Havel
Nicolaiplatz 28, 14770 Brandenburg an der Havel, Tel. 03381 7935112
brandenburg@stiftung-bg.de | www.stiftung-bg.de
Do+Fr 13–17 Uhr, Sa+So 10–17 Uhr
Mi+Do 8–13 Uhr Führungen und Projektangebote der Projektwerkstatt »Robert
Havemann« für Schulklassen
Führungen nur nach Anmeldung: brandenburg@stiftung-bg.de

Kataloge zur Ausstellung

Astrid Ley, Annette Hinz-Wessels (Hrsg.): *Die Euthanasie-Anstalt Brandenburg an der Havel, Morde an Kranken und Behinderten im Nationalsozialismus*
Band 34 der Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten
Metropol Verlag Berlin 2012

Astrid Ley, Annette Hinz-Wessels (Ed.): *The »Euthanasia Institution« of Brandenburg an der Havel. Murder of the ill and handicapped during National Socialism*
Band 35 der Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten
Metropol Verlag Berlin 2012

Uta George, Susanne Göbel, Stefan Göthling, Astrid Ley (Hrsg.):
Die Tötungsanstalt Brandenburg 1940. Behinderte Menschen wurden ermordet. Texte in Leichter Sprache
Band 36 der Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten
Metropol Verlag Berlin 2012

Dr. Astrid Ley, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen, ist Kuratorin der Ausstellung zur Brandenburger Euthanasie-Anstalt und hat den Aufbau der neuen T4-Gedenkstätte geleitet.

Die Gedenkstätte Bullenhuser Damm

Iris Groschek und Kristina Vagt

Am 20. April 2011 wurde die erweiterte Gedenkstätte Bullenhuser Damm in Hamburg-Rothenburgsort mit einer neuen Dauerausstellung wiedereröffnet. Seit Frühjahr 2012 liegt das Begleitbuch zur Gedenkstätte vor. Die seit 1980 bestehende Gedenkstätte erinnert an 20 jüdische Kinder und mindestens 28 Erwachsene, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller des Gebäudes von SS-Männern ermordet wurden. Seit 1999 ist die Gedenkstätte eine Außenstelle der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Aufgabenteilung bei der Erneuerung der Dauerausstellung war, eine zeitgemäße Gestaltung zu finden, die dem Gedenk- und Lernort gerecht wird, den Sehgewohnheiten von Jugendlichen als Hauptbesuchergruppe entgegenkommt und erwachsenen Einzelbesuchern die Möglichkeit zur raschen Übersicht sowie zur umfassenden Information bietet.

Die historischen Ereignisse: Das Verbrechen

Die 20 jüdischen Kinder wurden am Bullenhuser Damm ermordet, nachdem sie zu medizinischen Experimenten im KZ Neuengamme missbraucht worden waren. Diese Experimente bildeten den Abschluss einer Versuchsreihe, die der Arzt Dr. Kurt Heißmeyer im Juni 1944 begonnen hatte. Der Lungenfacharzt, der sich auf dem Gebiet der Tuberkuloseforschung qualifizieren wollte, hatte zunächst mit bis zu 100 erwachsenen – zumeist sowjetischen – Häftlingen des KZ Neuengamme experimentiert. Er führte ihnen virulente Tuberkulose-Bakterien in die Lunge ein. Dabei ging er unter anderem davon aus, dass »rassisch minderwertige« Personen anfälliger für Tuberkulose seien als »rassisch hochwertige«. Obwohl die Versuchsergebnisse ankündigten, dass Heißmeyer seine Hypothesen nicht verifizieren konnte, forderte er im Herbst 1944 aus dem KZ Auschwitz Kinder für weitere Experimente im KZ Neuengamme an. Am 28. November 1944 kamen zehn Jungen und zehn Mädchen, die im KZ Auschwitz von ihren Familienangehörigen getrennt worden waren, in Hamburg an und wurden in einer Baracke im Krankenrevier untergebracht. Obwohl sie von der SS bewusst von der übrigen Häftlingsgemeinschaft isoliert wurden, ließ sich die Anwesenheit der Kinder nicht verbergen. In engem Kontakt zu ihnen standen je zwei Häftlingsärzte und -pfleger, die für die Betreuung worden waren. Heißmeyer, der selbst nur etwa alle zehn Tage zugegen war, führte an den Kindern ähnliche Versuche wie zuvor an den Erwachsenen durch. Im Zuge der Auflösung des KZ Neuengamme ab April 1945 wurden den Häftlingen verschiedene Geschichten über deren Verbleib erzählt, um das tatsächliche Ziel zu verschleiern. In Wahrheit aber wurden die 20 Kinder und ihre Betreuer am Abend des 20. April 1945 abtransportiert und in das kurz zuvor geräumte Außenlager des KZ Neuengamme am Bullenhuser Damm gebracht – vermutlich, weil in dem kriegszerstörten und teilweise gesperrten Stadtteil Rothenburgsort kaum Zeugen vorhanden waren. Das Außenlager war 1944 in einem Schulgebäude eingerichtet worden, in dem kein Schulbetrieb mehr lief. Hier wurden sie ermordet. Die SS-Männer erhängten in derselben Nacht außerdem sechs sowjetische Häftlinge aus dem KZ Neuengamme sowie weitere Häftlinge aus dem nahe gelegenen Außenlager Spaldingstraße. Die Gründe für ihre Ermordung und biografische Informationen konnten nie geklärt werden.

Die Rekonstruktion der Verbrechen

Die SS hat in den Wochen vor der Räumung des KZ Neuengamme das meiste Schriftmaterial gezielt vernichtet, um die Spuren der von ihnen verübten Verbrechen zu verwischen. Ebenso dienten die Morde an den Kindern und ihren Betreuern dazu, die Zeugen der medizinischen Menschenversuche im KZ Neuengamme zu beseitigen. Da aber ehemalige KZ-Häftlinge den Alliierten ihre Beobachtungen schilderten, wurden die meisten der an den Morden am Bullenhuser Damm beteiligten Täter 1946 vor ein britisches Militärgericht in Hamburg gestellt und zum Tode verurteilt. Durch ihre Aussagen in den sogenannten Curiohaus-Prozessen ist der ungefähre Tathergang der Mordnacht bekannt, auch wenn die Beschuldigten sich gegenseitig be- und sich selbst zu entlasten versuchten. Die Namen der Betreuer waren durch Aussagen ehemaliger Häftlinge bekannt, die der Kinder dagegen bis in die 1960er Jahre in Deutschland nicht, obwohl bereits 1945 eine Liste der Nachnamen und des Alters von 19 Kindern in einem Bericht des dänischen und schwedischen Roten Kreuzes erschien.

In den 1960er Jahren wurden in der DDR weitere Details über die medizinischen Experimente bekannt, als Kurt Heißmeyer, der bis dahin als Lungenfacharzt in Magdeburg eine Privatklinik geführt hatte, wegen seiner verheerenden medizinischen Versuche vor Gericht gestellt wurde. 1966 zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt, verstarb er bereits ein Jahr später. Parallel waren ehemalige Häftlinge des KZ Neuengamme in der Bundesrepublik daran beteiligt, eine Gedenktafel für die am Bullenhuser Damm getöteten Kinder zu initiieren und weitere Informationen zu sammeln.

Aber erst Ende der 1970er-Jahre konnte der »Stern«-Journalist Günther Schwarberg verschiedene Informationsstränge zusammenführen und das Thema der Kinder vom Bullenhuser Damm mittels einer sechsteiligen Artikelserie und dem Buch »Der SS-Arzt und die Kinder« in die Öffentlichkeit tragen. Ihm gelang es, weltweit Angehörige der Kinder zu finden und diese nach Hamburg einzuladen. Mit ihnen und engagierten Hamburgerinnen und Hamburgern gründete er 1979 die Vereinigung »Kinder vom Bullenhuser Damm e.V.«, die 1980 die Gedenkstätte eröffnete und diese 20 Jahre lang privat betrieb. Ein weiteres Ziel der Vereinigung war, den ehemaligen SS-Obersturmführer Arnold Strippel vor Gericht zu bringen, den einige Angeklagte im Curiohaus-Prozess 1946 damit belastet hatten, als zuständiger Stützpunktleiter aller Hamburger KZ-Außenlager an den Verbrechen beteiligt gewesen zu sein. Strippel wurde für diese Taten nie verurteilt.

Die Anfänge der Gedenkstätte

Die ersten zwanzig Jahre der privat betriebenen Gedenkstätte Bullenhuser Damm waren durch das Engagement der Vereinigung »Kinder vom Bullenhuser Damm« e.V. geprägt. Denn in den 1980er Jahren favorisierte die Stadt Hamburg ein zentrales Gedenken auf dem ehemaligen Gelände des KZ Neuengamme. Dort wurde 1981 das »Dokumentenhaus« eingerichtet. Aber erst 2003 bzw. 2006 erfolgte die Schließung der beiden 1948 und 1970 auf dem Gelände errichteten Justizvollzugsanstalten, sodass damit die KZ-Gedenkstätte Neuengamme in ihrer heutigen Größe entstehen konnte.

Die erste Ausstellung in der Gedenkstätte Bullenhuser Damm aus dem Jahr 1982 wurde 1994 durch eine Tafelausstellung ersetzt. Beide waren in den Kellerräumen untergebracht, in denen die Mordtaten stattgefunden hatten. Die Vereinigung setzte sich außerdem dafür ein, dass die Schule Bullenhuser Damm 1980 in »Janusz-Korczak-



Schule« umbenannt wurde. 1983 legte sie zusammen mit Schülerinnen und Schülern einen »Rosengarten« an. 1985 wurde dieser künstlerisch weiter ausgestaltet und durch ein Denkmal für die namenlosen sowjetischen Häftlinge ergänzt. Bis heute haben Besucherinnen und Besucher die Möglichkeit, im Gedenken an die Opfer eine Rose zu pflanzen.

Der privaten Initiative gelang es, durch jährliche Gedenkfeiern und fortwährende Mahnungen, die Gedenkstätte als würdigen Gedenkort zu erhalten und in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Als nach der Schließung der Schule 1987 vonseiten der Stadt offen war, wie das sich in ihrem Besitz befindliche Gebäude weiter genutzt werden sollte, kämpfte die Vereinigung für deren Erhalt. Die Gedenkstätte wurde 1999 in die Trägerschaft der Stadt überführt und 2011 räumlich erweitert.

Die gestalterische Konzeption

Für die aktuelle Erneuerung der Gedenkstätte wurden bisher ungenutzte Räumlichkeiten im Keller des Gebäudes hinzugewonnen, sodass nun eine Trennung der Ausstellung von den eigentlichen Tat- oder Gedenkräumen möglich wurde. Da viele Besucherinnen und Besucher die »Taträume« deutlich emotional wahrnehmen, erschien diese Zweiteilung in Gedenkräume einerseits und damit verbundene Ausstellungslernräume andererseits sinnvoll.

In einem begrenzten Wettbewerb mit vier Gestaltungsbüros wurde der Entwurf des Hamburger Designbüros »hellauf« gewählt. Dieser überzeugte, da er eine klare Gliederung sowie ein ungewöhnliches Raum- und Farbkonzept vorsah.

Die Geschichte des Ortes, der Deportation der jüdischen Familien aus ihren Heimatländern, der medizinischen Experimente und der Täter ist auf großformatigen Tafeln dargestellt. Diese Tafeln zeigen verschiedene Dokumente und Abbildungen, die wie auf einem Archivtisch angeordnet sind, um so den Konstruktionscharakter von Geschichte anzudeuten. Den Mittelpunkt des ersten Ausstellungsraums bildet ein Rondell, auf dem zwanzig farbig gestaltete Koffer platziert sind – für jedes Kind einen. Die geöffneten

Das Rondell mit den Kinderbiografien, 2012;
Foto: KZ-Gedenkstätte
Neuengamme

Innenseiten der Koffer bieten Platz, um biografische Informationen und Fotos der Kinder zu zeigen, die Angehörige zur Verfügung gestellt haben. Da hier im Schwerpunkt die Lebenswege der Kinder vor ihrer Deportation gezeigt werden, soll die Farbigkeit der Koffer kindliche Unbeschwertheit andeuten. Daher werden an dieser Stelle auch keine Fotos der Kinder aus der Perspektive der Täter gezeigt, die sie in diesem Moment wieder zu »Opfern« machen würden. Weitere vier Koffer erzählen die Lebensgeschichte der vier KZ-Häftlinge aus den Niederlanden und aus Frankreich, die die Kinder im KZ Neuengamme hatten betreuen müssen und ebenfalls am Bullenhuser Damm erhängt wurden.

Während im ersten Ausstellungsraum Kontexte und Biografien im Überblick dargestellt sind, befindet sich im zweiten Raum die Vertiefungsebene. Die Besucherinnen und Besucher sind aufgefordert, dort zusätzliche reproduzierte Fotos und Dokumente hinter Schubladen und Türen zu entdecken. Breiten Raum nehmen auch die juristische Aufarbeitung, die Spurensuche sowie das Gedenken nach 1945 bis in die Gegenwart ein. Zugänglich sind dort dann im Zusammenhang mit der Spurensuche auch die bekannten Fotografien der Kinder, die während der Experimente angefertigt worden sind. Damit werden sie als Quellen, die bei der Identifizierung der Kinder geholfen haben, in den historisch-forschenden Kontext gesetzt. Außerdem befindet sich dort eine zentrale Medienstation mit Audio- und Videodokumenten.

Eine Schwierigkeit bestand darin, die unbekannteren sowjetischen Häftlinge adäquat zu thematisieren, da von diesen weder Namen noch die Gründe für deren Ermordung bekannt sind. Daher befinden sich in der Vertiefungsebene allgemeine Informationen über diese Häftlingsgruppe sowie Informationen über die Ermordung an der Wand zum Heizungskeller, in dem diese erhängt wurden.

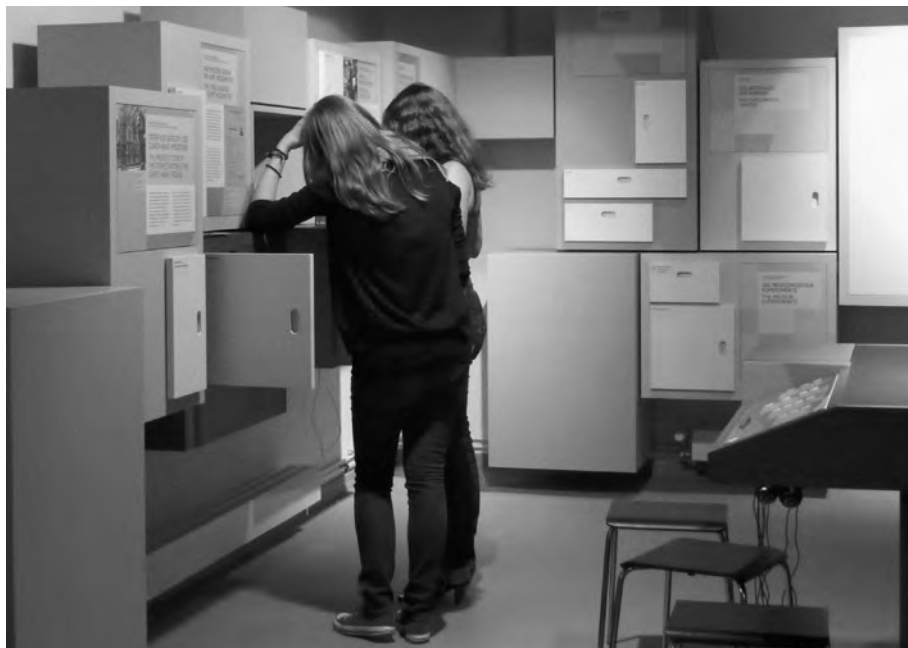
Die Tat- und Gedenkräume sind ansonsten bewusst weitgehend leer. Neben Informationstafeln im überleitenden Flur geben Zitate der Täter aus den Curiohaus-Prozessen direkt an den Wänden einen Eindruck vom Ablauf der Taten. Ein Besucherbuch bietet die Möglichkeit, Gedanken und Eindrücke niederzuschreiben.

Seit der Wiedereröffnung haben Besucherinnen und Besucher in dem Gedenkraum, in dem seit den 1980er Jahren die Namen der Opfer auf die Wand aufgebracht sind, Plüschtiere und persönliche Botschaften hinterlassen.

Pädagogische Angebote

Sollten die Schülerinnen und Schüler der 1948 wieder eröffneten Schule Bullenhuser Damm vor dem Wissen um die grausamen Taten noch bewahrt werden, so hat sich die Situation seither grundlegend gewandelt. Denn in ihrem über dreißigjährigen Bestehen hat sich die Gedenkstätte zu einem viel besuchten außerschulischen Lernort entwickelt, an dem Jugendliche ab Klasse 7 sich am Beispiel der Morde am Bullenhuser Damm über die Shoah informieren können.

Die neue Dauerausstellung nähert sich der komplexen Thematik vor allem durch ungewöhnlich präsentierte biografische Zugänge und knüpft damit an die Darstellung von Museen und Gedenkstätten – wie zum Beispiel das Anne-Frank-Haus in Amsterdam – an, die Kinder und Jugendliche durch Kinderbiografien zur Auseinandersetzung mit der Shoah führen wollen. Das Besondere an der Gedenkstätte Bullenhuser Damm ist, dass sie sich am authentischen Ort eines Kindermordes befindet. Die Ausstellung versucht inhaltlich unter anderem durch die Beschäftigung mit Biografien, aber auch



Schülerinnen recherchieren im zweiten Ausstellungsraum, 2011

Kunstinstallation
»20 Bäume«, 2011
Fotos: KZ-Gedenkstätte
Neuengamme

gestalterisch, Jugendlichen die Auseinandersetzung mit der Geschichte zu erleichtern und sie zur aktiven Beschäftigung mit der Geschichte speziell dieses Ortes aufzufordern. Dazu dienten sowohl die Trennung von Tatort und Lernort, die Gestaltungsmittel des Koffers, in dem die Biografien erzählt werden und der Archivschränke, hinter deren beschrifteten Türen und Schubladen es Quellen eigenständig zu entdecken gibt, als auch das Angebot, Informationen über verschiedene Medien aufnehmen zu können.

Im Jahr der Neueröffnung 2011 kamen etwa 5800 Besucher, darunter 191 Gruppen, vorwiegend Schulklassen und Konfirmanden. Für Einzelbesucher ist die Gedenkstätte, die abseits in einem Industrie- und Gewerbegebiet liegt, regelmäßig am Sonntag geöffnet.

In einem der Tat-/Gedenkräume besteht die Möglichkeit für Schulklassen, eigene Installationen zu zeigen. Im ersten Jahr der neuen Ausstellung beschäftigten sich Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe II mit Erinnerungsorten, mit angenommener oder tatsächlicher Authentizität und der Wirkung von Kunst an authentischen Orten. Sie verknüpften individuelle Zugänge zum Gedenkort und der Geschichte des Ortes mit verschiedenen Formen der Erinnerung. Elemente wie Pflanzen und bemalte Steine, die Trost und Hoffnung symbolisierten, und damit den lernenden Zugriff der Ausstellung ergänzten, fanden damit den Weg in die Gedenkstätte. Installationen, die, wie eine Schülerin formulierte, »Leben und Hoffnung« gerade an so einen Ort bringen, »in dem jegliche Hoffnung auf Wachstum, Entwicklung und Leben ausgelöscht wurde«.



Weiterführende Hinweise

Das 2012 erschienene, die Ausstellung begleitende Buch »... dass Du weißt, was hier passiert ist ...« *Medizinische Experimente im KZ Neuengamme und die Morde am Bullenhuser Damm* stellt die historischen Ereignisse und die Spurensuche nach 1945 im Zusammenhang dar. Ebenso erläutert es die Konzeption der heutigen Gedenkstätte. Außerdem analysiert Linde Apel, Leiterin der »Werkstatt der Erinnerung« in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, in ihrem Beitrag »Emotionen und Erkenntnisse« Besucherreaktionen anhand der Einträge im Besucherbuch der Gedenkstätte.

Literatur

Bringmann, Fritz: *Kindermord am Bullenhuser Damm: SS-Verbrechen in Hamburg 1945: Menschenversuche an Kindern*, Frankfurt a.M. 1978.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): *Die Gedenkstätte Bullenhuser Damm – Geschichte des Ortes, der Opfer und der Erinnerung*, Hamburg 2011.

Groschek, Iris/Vagt, Kristina: »... dass du weißt, was hier passiert ist ...« *Medizinische Experimente im KZ Neuengamme und die Morde am Bullenhuser Damm*, Bremen 2012.

Schwarberg, Günther: *Der SS-Arzt und die Kinder: Bericht über den Mord am Bullenhuser Damm*, Hamburg 1979.

Links

www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de

www.kinder-vom-bullenhuser-damm.de

Berichte zu Schülerkunstprojekten:

www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/fileadmin/images/Publikationen/Paedagogik/Kunstprojekt_Hansa-Schule.pdf (abgerufen am 1. 9. 2012)

www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/fileadmin/images/Publikationen/Paedagogik/Projektbericht-Bullenhuser_Damm.pdf (abgerufen am 1. 9. 2012)

Wachtel, Sandra, Ein Bogen zur Gegenwart. Pädagogische Arbeit am Bullenhuser Damm; Poppelbaum, Wolfgang, Bäume als Symbol von Leben und Hoffnung, beide in: www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/fileadmin/images/Freundenkreis_Aktuell/FA_18_Druckversion.pdf

Kristina Vagt ist freie Historikerin in Hamburg und hat an mehreren Ausstellungen mitgearbeitet – unter anderem »In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945« und der Dauerausstellung der Gedenkstätte Bullenhuser Damm. 2013 erscheint ihre Dissertation »Politik durch die Blume. Gartenbauausstellungen in Hamburg und Erfurt im Kalten Krieg 1950-1974 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 24), Hamburg.

Dr. Iris Groschek ist Historikerin und leitet seit 2009 die Abteilung Gedenkstättenpädagogik der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. 2011 kuratierte sie die neue Dauerausstellung der Gedenkstätte Bullenhuser Damm.

Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz in Erfurt

EIN HISTORISCHER ORT DER MITTÄTERSCHAFT

Annegret Schüle, Rebekka Schubert

Der Erinnerungsort *Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz* hat in der europäischen Erinnerungslandschaft ein einzigartiges Potenzial. Er zeigt exemplarisch die Verbindung von Industrie und Holocaust und ist damit die einzige historische Stätte, an der an einem ehemaligen Firmensitz die Mittäterschaft der privaten Wirtschaft am Massenmord in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern gezeigt und belegt wird.

Die Feuerbestattungsöfen, die J. A. Topf & Söhne ab 1914 produzierte, ermöglichten eine besonders pietätvolle Einäscherung und waren deshalb besonders erfolgreich. Gleichwohl war dieser Produktionsbereich immer klein und erbrachte nur wenige Prozente des Umsatzes im Gesamtunternehmen. Als die SS ab 1939 Öfen verlangte, mit denen die Leichen der Ermordeten in den Konzentrationslagern beseitigt werden sollten, entwickelte und baute Topf & Söhne auch diese Öfen. Sie widersprachen allen gesetzlichen Vorgaben und waren wie Anlagen für die Kadaververnichtung konstruiert. Topf & Söhne lieferte in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau, Auschwitz Stammlager, Mauthausen, Gusen und Groß-Rosen. 1942 bauten die Nationalsozialisten Auschwitz-Birkenau zum Zentrum des Völkermordes an den europäischen Juden und an den Sinti und Roma aus. Nun konzipierte die SS die Krematorien wie »Todesfabriken«: Tötung und Leichenbeseitigung wurden unter einem Dach zusammengefasst. Sie sollten ohne Unterbrechung, möglichst schnell, billig und Brennstoff sparend vonstattengehen. Um dies zu bewerkstelligen, war die SS auf zivile Experten angewiesen, die keine Skrupel hatten, sich in die praktischen Probleme der Vernichtung hineinzudenken. Die Erfurter Firma hat bei Aufbau und Betreibung dieser Krematorien eine entscheidende Rolle gespielt. Erst die leistungsstarken Öfen erlaubten der SS, die Spuren ihres Menschheitsverbrechens zu verwischen. Und nur die Lüftungstechnik ermöglichte in den nicht auf natürlichem Wege zu entlüftenden Gaskellern, dass diese im Dauerbetrieb als Mordeinrichtungen betrieben werden konnten. Weit über eine Million Menschen wurden in Auschwitz ermordet: über 960 000 Juden, bis zu 75 000 Polen, 21 000 Sinti und Roma, 15 000 sowjetische Kriegsgefangene sowie 15 000 Menschen verschiedener Nationalität.



Werbebrochure für Feuerbestattungsöfen, undatiert, Foto: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar

Chronik des historischen Ortes

1878 Braumeister Johannes Andreas Topf (1816–1891) gründet ein feuerungstechnisches Baugeschäft in Erfurt.

1889 Die Firma J. A. Topf & Söhne, Spezialgeschäft für Heizungsanlagen, Brauerei- und Mälzereieinrichtungen, erwirbt ein eigenes Firmengelände am Rande Erfurts.

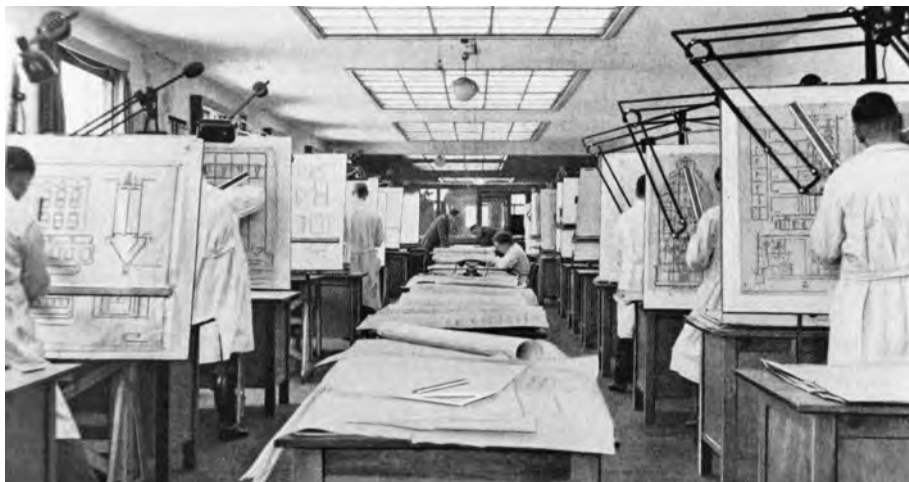


Das Modell als Teil der
Außenausstellung,
Foto: Kastner Pichler
Architekten

- 1914** Die Firma hat über 500 Mitarbeiter. Sie beginnt in einer kleinen Abteilung mit dem Bau von Einäscherungsöfen für Krematorien und wird in den 1920er Jahren zum Marktführer in dieser Branche.
- 1939** Ludwig und Ernst Wolfgang Topf, Geschäftsführer und Firmeninhaber in dritter Familiengeneration, beginnen damit, die SS mit speziell für die Konzentrationslager entwickelten Leichenverbrennungsöfen zu beliefern. Konstruiert werden sie von dem Ingenieur Kurt Prüfer.
- 1942** Im Wissen um den Massenmord mit Gas in Auschwitz reicht die Firma auf Initiative des Ingenieurs Fritz Sander einen Patentantrag für einen »kontinuierlich arbeitenden Leichenverbrennungsofen für Massenbetrieb« ein.
- 1943** Die Großkrematorien im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau werden mit Öfen und Gaskammer-Lüftungstechnik aus Erfurt zu »Todesfabriken« ausgerüstet. Die Lüftungsanlagen entwickelt der Ingenieur Karl Schultze.
- 1945** Topf & Söhne arbeitet im Februar daran, mit den in Auschwitz-Birkenau demontierten Anlagen der Todesfabriken ein neues Vernichtungszentrum in der Nähe des KZ Mauthausen zu errichten. Im April unterstützt der neu gewählte Betriebsrat aus Kommunisten und Sozialdemokraten die Rechtfertigung der Firmenleitung, dass es sich bei den Ofenlieferungen um eine gewöhnliche Geschäftsbeziehung gehandelt habe. Am 31. Mai begeht Ludwig Topf aus Angst vor seiner Verhaftung durch die US-Armee Selbstmord. Ernst-Wolfgang Topf reist in die westlichen Besatzungszonen und wird nach dem Besatzungswechsel durch die sowjetische Armee an seiner Rückkehr gehindert.
- 1946** Verhaftung von Kurt Prüfer, Fritz Sander, Karl Schultze und Betriebsdirektor Gustav Braun durch die sowjetische Armee. 1948 Verurteilung in Moskau zu jeweils 25 Jahren Lagerhaft wegen Unterstützung der SS beim Völkermord.
- 1947** J. A. Topf & Söhne wird landeseigener Betrieb.
- 1948** Die Firma wird volkseigen und in Topfwerke Erfurt VEB umbenannt. Sie wird der VVB NAGEMA angegliedert (Vereinigung volkseigener Betriebe des Maschinenbaus für Nahrungs- und Genussmittel, Kälte- und chemische Industrie). Das Leitungspersonal ist dasselbe wie vor 1945, abgesehen von den Brüdern Topf und den verhafteten Ingenieuren.

- 1951 Ernst-Wolfgang Topf gründet in Wiesbaden die Firma J. A. Topf & Söhne neu und spezialisiert sich auf den Bau von Krematoriums- und Abfallvernichtungsöfen. Staatsanwaltschaftliche Ermittlungen gegen ihn werden eingestellt. 1954 verlegt er die Firma nach Mainz.
- 1952 Umbenennung des Erfurter Betriebs in NAGEMA VEB Maschinenfabrik »Nikos Belojannis« nach einem griechischen Kommunisten, der bis zu seiner Flucht 1943 Häftling in einem deutschen KZ in Griechenland war.
- 1955 Der Bereich Krematoriumsofenbau bei »Nikos Belojannis« wird aufgelöst.
- 1957 Umbenennung in VEB Erfurter Mälzerei- und Speicherbau (EMS), die Produktion industrieller Feuerungsanlagen wird ganz aufgegeben.
- 1963 Konkurs der Firma J. A. Topf & Söhne von Ernst-Wolfgang Topf in Mainz.
- 1993 Die EMS in Erfurt wird privatisiert. Jean-Claude Pressac, Verfasser eines Buches über die Krematorien von Auschwitz, übernimmt wesentliche Teile des Firmenarchivs und verbringt sie nach Paris.
- 1996 Konkurs der EMS GmbH
- 1999 In Erfurt gründet sich der Förderkreis Topf & Söhne. Er fordert ein Forschungsprojekt zur Betriebsgeschichte von J. A. Topf & Söhne und tritt dafür ein, das ehemalige Verwaltungsgebäude der Firma für Ausstellungs- und Dokumentationszwecke sowie pädagogische Angebote zu nutzen.
- 2001 Ein Teil der Firmenbrache wird besetzt, um ein autonomes Kulturzentrum zu betreiben. Das »Besetzte Haus« führt neben soziokulturellen Projekten auch Veranstaltungen und Führungen zur Geschichte von Topf & Söhne im Nationalsozialismus durch.
- 2002 An der Gedenkstätte Buchenwald beginnt ein Forschungsprojekt zu Topf & Söhne, finanziert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.
- 2003 Das Thüringische Landesamt für Denkmalschutz weist das Verwaltungsgebäude als Kulturdenkmal aus und schlägt eine Nutzung für die Darstellung und Aufarbeitung der Geschichte vor. Mehrere Produktionsgebäude erhalten ebenfalls Denkmal-Status. Im Falle von Abbruch und Neubebauung ist ihr Ort durch eine Markierung zu kennzeichnen.
- 2005 Die internationale Wanderausstellung *Techniker der »Endlösung«. Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz* der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora wird im Jüdischen Museum in Berlin eröffnet. Bis 2010 wird die Ausstellung im Stadtmuseum Erfurt, im Ruhrlandmuseum Essen, im LWL-Industriemuseum Ziegeleimuseum in Lage, im Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, im Joods Museum van Deportatie en Verzet in Mechelen (Belgien), in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, im Arbejdermuseet Kopenhagen (Dänemark) und im Teknisk Museum Oslo (Norwegen) gezeigt. Der Erfurter Oberbürgermeister Manfred O. Ruge und der Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Prof. Dr. Volkhard Knigge vereinbaren, die Ausstellung nach ihrer Wanderung als Kern des Erinnerungsortes auf Dauer im ehemaligen Verwaltungsgebäude von Topf & Söhne in Erfurt zu zeigen. Die Stadt finanziert die Erarbeitung eines Nutzer- und Betreiberkonzeptes und einer pädagogischen Konzeption für den Erinnerungsort. Beides wird von Dr. Annegret Schüle erstellt.
- 2007 Der Erfurter Stadtrat beschließt einstimmig, im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Firma Topf & Söhne einen Erinnerungsort zu schaffen und zu betreiben.

Zeichensaal im
Versand- und Büro-
gebäude der Firma
J. A. Topf & Söhne,
Juni 1940, Foto:
Thüringisches Haupt-
staatsarchiv Weimar



2008 Die Domicil Hausbau GmbH & CO KG in Mühlhausen/Thüringen wird Eigentümerin des ehemaligen Firmengeländes von Topf & Söhne und damit Partnerin für die Stadt Erfurt beim Aufbau des Erinnerungsortes und zukünftige Vermieterin der Räume im Verwaltungsgebäude und der Außenanlagen. Für das Gebiet erstellt die Stadt einen neuen Bebauungsplan, der sowohl die Nutzung des Verwaltungsgebäudes und seines Vorplatzes als Erinnerungsort festschreibt wie auch die Errichtung eines Fachmarktzentrums und Wohnungen durch den Investor ermöglicht. Das Kultusministerium des Freistaates Thüringen und der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien bewilligen eine Fördersumme von insgesamt einer Million Euro für den Aufbau des Erinnerungsortes.

2009 Im Januar scheitern die Verhandlungen zwischen der Stadt Erfurt und dem »Besetzten Haus« über eine räumliche Alternative für das autonome Kulturzentrum. Ein städtisches Ausweichangebot wird vom »Besetzten Haus« nicht akzeptiert. Der Eigentümer, der zunächst durch eine mehrmonatige Fristverlängerung eine einvernehmliche Lösung ermöglichen wollte, erwirkt ein Räumungsurteil beim Landgericht und lässt das »Besetzte Haus« am 16. April durch die Polizei räumen. Das Verwaltungsgebäude wird durch ein neues Dach und neue Fenster vor dem weiteren Verfall geschützt.

2010 Im ehemaligen Verwaltungsgebäude beginnt der Innenausbau.

2011 Der Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz wird eröffnet.

Gedächtnis-, Lern- und Begegnungsort

Der Erinnerungsort Topf & Söhne, der am 27. Januar 2011 und damit 66 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau eröffnet wurde, ist konzipiert als Gedächtnis-, Lern- und Begegnungsort. Selbst erkämpft, regt er die Menschen in Erfurt und weit darüber hinaus an, sich mit einem Aspekt der lokalen Industriegeschichte zu beschäftigen, der in seiner Bedeutung weit über die stadtgeschichtliche Dimensionen hinausgeht. Er entstand aus einem Forschungsprojekt der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora und arbeitet mit der Stiftung als dauerhaftem Kooperationspartner zusammen. Das ehemalige Verwaltungsgebäude der Firma, in dem heute der Erinnerungsort untergebracht ist, wurde bei der Sanierung durch das Büro Kastner

Pichler Architekten aus Köln selbst wie ein Exponat behandelt und in Abstimmung mit der städtischen Denkmalpflege gestaltet. Im Haus sowie auf dem Vorplatz wurden historische Spuren sichtbar gemacht, ein gusseisernes Modell im Maßstab 1:50 zeigt das Firmengelände 1944/45.

In der von Hans Dieter Schaal entworfenen Innenausstellung werden Schlüsseldokumente zum Holocaust aus dem Betriebsarchiv sowie aus Auschwitz und Moskau gezeigt. Fotos und Sachzeugnisse dokumentieren die Firmengeschichte. Berichte von Häftlingen bezeugen, was den Menschen in Auschwitz angetan wurde. In Buchenwald 1997 geborgene Aschekapseln und die zu Lumpen zerschlissene letzte Habe von Häftlingen auf den Todesmärschen von Auschwitz-Birkenau nach Buchenwald werden als stumme Zeugnisse gezeigt. Die Ausstellung thematisiert auch die Nachgeschichte der Leugnung, Verdrängung und Strafverschonung sowie die späte und erkämpfte Erinnerung bis zur Eröffnung des Erinnerungsortes.

In der Außenausstellung, die auch das Gelände des hinter dem Verwaltungsgebäude neu errichteten Fachmarktzentrums einbezieht, berichten Stelen von den Produktionsorten der KZ-Öfen und der Lüftungstechnik – mitten im heutigen Geschäftsalltag, so wie auch damals die Verbrechensbeteiligung im betrieblichen Alltag geschah. Die Lage des Erinnerungsortes zwischen Wohnbebauung und Gewerbeansiedlungen zeigt den engen Bezug zur Stadtgeschichte und zur Thüringer Industriegeschichte. Die Qualität der Gestaltung des historischen Ortes und der Umgang mit den baulichen Spuren der Geschichte ist 2011 mit zwei Architekturpreisen gewürdigt worden. Der Erinnerungsort Topf & Söhne war Preisträger in dem vom Bund Deutscher Architekten Thüringen erstmals ausgelobten Wettbewerb »eins zu eins«, mit dem beispielhaft gute Architektur gewürdigt und öffentlich dargestellt wird. Für die Sanierung des Verwaltungsgebäudes erhielten Kastner Pichler Architekten von einer unabhängigen Jury aus namhaften Architekten das Label »best architects 12« in Gold für besonders hohe Qualität. Aus 298 eingereichten Arbeiten wurde das Label insgesamt 74-mal vergeben, davon neun Arbeiten mit dem Label »best architects 12« in Gold. Der best architects Award zeichnet Architekten aus dem deutschsprachigen Raum in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Lichtenstein und Italien aus. Die Auszeichnung gilt als Gütesiegel für herausragende architektonische Leistung.

Der Erinnerungsort zählt durchschnittlich 950 Gäste im Monat. Sie besuchen die Dauerausstellung *Techniker der »Endlösung«*, die Sonderausstellungen *»Arisierung« in Thüringen. Ausgegrenzt. Ausgeplündert. Ausgelöscht.* (9. November 2011 bis 13. Januar 2012) und *Unersetzbar. Begegnung mit Überlebenden* (1. Juni 2012 bis 27. Januar 2013) und nehmen an einer von 23 Führungen, Projekten und Veranstaltungen im Monat teil. Ein Drittel aller Besucher kommen als Gruppe mit einer gebuchten Betreuung ins Haus. Die Hälfte dieser Gruppen sind Schülerinnen, Schüler und andere Jugendliche.

Vor dem Hintergrund eines gut erforschten und dokumentierten historischen Geschehens bietet der Erinnerungsort einen Raum zur Reflexion aktueller gesellschaftlicher Fragen. In zahlreichen Veranstaltungen beschäftigen sich die Besucherinnen und Besucher mit Wirtschaftsethik, Bildungsarbeit gegen Rassismus, Erinnerungskultur, jüdischer Geschichte, dem Schicksal der Sinti und Roma, der »Euthanasie«, dem Völkermord in Ruanda und vielen anderen sensiblen, schwierigen und die Grundfragen einer menschlichen Gesellschaft betreffenden Fragen. Insbesondere der Themenkomplex »Arbeit und Verantwortung« ist ein wichtiger und innovativer Zugang in der von

Gedenkstätten angestrebten Menschenrechtsbildung. Indem der Erinnerungsort die Mitwischer- und Mittäterschaft im Alltag des Nationalsozialismus thematisiert, stellt sich für die Besucherinnen und Besucher die oft unbequeme Frage nach dem Handlungsspielraum jedes und jeder Einzelnen im eigenen beruflichen Alltag. Als Berufsgruppen kamen Richter, Banker, Polizisten, Soldaten, städtische Angestellte, Ingenieure, Lehrer und Pfarrer, um sich in der Dauerausstellung *Techniker der »Endlösung«* auf Spurensuche zu begeben und in den historischen Dokumenten die Motive und Handlungsoptionen der Unternehmer und Techniker zu erforschen. Auch Jugendliche können so ausgehend von ihren Erfahrungen und Zukunftsvorstellungen mit der Frage nach der eigenen Verantwortung für Demokratie und Mitmenschlichkeit erreicht werden.

Die Angebote des außerschulischen Lernortes richten sich an Jugendliche ab der 9. Klasse und Studierende. Sie reichen vom geführten 120-minütigen Ausstellungsbesuch über Halbtages- und Tagesprojekte bis hin zu Mehrtagesprojekten in Kooperation mit Partnerinstitutionen. Die angeleitete Beschäftigung mit historischen Quellen und das forschende Lernen sind in allen Angebotsformaten zentrale Arbeitsmethoden. Besonderes Anliegen sind Angebote für die in Gedenkstätten unterrepräsentierte Zielgruppe der Berufsschüler/innen. Jugendliche in Berufsausbildung und -vorbereitung haben eigene Erfahrungen mit Unternehmenspraktiken und betrieblichen Abläufen, wie sie auch die Dokumente in der Ausstellung widerspiegeln. In der Ausgestaltung der Bildungsangebote richtet sich der Erinnerungsort nach den in der Gedenkstättenpädagogik vorherrschenden Grundprinzipien. Der Bildungsprozess wird offen und demokratisch gestaltet und den Teilnehmenden ein höchstmögliches Maß an freiwilliger und eigenständiger Arbeit ermöglicht. Während des pädagogischen Prozesses gelten das dialogische Prinzip und das Verbot der Indoktrination. Ziel ist die Förderung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins, also die Anregung zur persönlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte und die Ermutigung zu eigener Urteilsfindung. Die verschiedenen Bildungsangebote wahren die Balance zwischen inhalts- und prozessorientiertem Arbeiten, das die einzelnen Teilnehmenden und die Gruppendynamik im Blick behält. Die begleitende pädagogische Fachkraft versteht sich im Bildungsprozess als Vermittler/in zwischen dem Inhalt und den Schüler/innen.

Forschendes Lernen – ein Erfahrungsbericht

Mit den im Folgenden dargestellten, in der Bildungsarbeit am Erinnerungsort gemachten Erfahrungen sollen Material und Anregungen für die weitere Diskussion in der Gedenkstättenpädagogik bereitgestellt werden. Die Praxis von fast zwei Jahren machte deutlich, dass sich die Jugendlichen eine lebendige Form der Erinnerung und eine aktive Auseinandersetzung wünschen und in ihren Fragen und Unsicherheiten ernst genommen werden wollen. Die in der Ausstellung gezeigten historischen Dokumente, die die Mitwischer- und Mittäterschaft von Topf & Söhne bezeugen und dabei auch das Massenverbrechen in Auschwitz an sich belegen, nehmen im pädagogischen Prozess eine Schlüsselstellung ein. Die von der pädagogischen Fachkraft angeregte Spurensuche in den Dokumenten findet im Halbtagesprojekt selbstständig, in der Führung im Dialog der Gruppe statt. Das Potenzial der Quellenarbeit liegt darin, dass die Schüler/innen ermutigt werden, sich über eine passiv-rezeptive Beschäftigung mit der Geschichte hinaus aktiv mit einem historischen Zeugnis auseinanderzusetzen, sich mit dem Werkzeug der klassischen Quellenanalyse ein eigenes Verständnis des historischen



Die Pultvitrinen in der Dauerausstellung, Foto: Kastner Pichler Architekten

Geschehens zu erarbeiten und sich dazu ein eigenes Werturteil zu bilden.

In der Phase der klassischen Quellenanalyse untersuchen die Schüler/innen die Dokumente, um drei Fragen zu beantworten:

1. Welches Wissen hatten die einzelnen Beteiligten bei Topf & Söhne über den Terror und den Massenmord in den Lagern?
2. Welche Motive hatten die Einzelnen, sich an den Geschäften mit der SS zu beteiligen?
3. Was war die konkrete Beteiligung der einzelnen Akteure im Unternehmen?

In der Reflexionsphase werden die Schüler/innen ermutigt, die aus den Dokumenten erschlossenen Inhalte zusammenzutragen, um Argumente zu finden und zu einem eigenen historischen Urteil zu kommen. Dabei bewerten sie die Verantwortung des Einzelnen für die Geschäfte mit der SS unter Berücksichtigung seiner konkreten Beteiligung, seiner Stellung in der Betriebshierarchie und seinen Handlungsoptionen. Diese Bewertungen werden abschließend herangezogen, um ausgehend vom historischen Beispiel ein Gespräch über das Thema »Verantwortung im beruflichen Alltag heute« je nach Erfahrungshintergrund und Interessen der Jugendlichen anzustoßen. Die Spurensuche in den historischen Quellen als Einzelarbeit bzw. in Kleingruppen wird von den Schüler/innen in den Feedbackrunden als wichtig hervorgehoben. Die Quellen sind als hochwertige Scans in Originalgröße und -farbigkeit einzeln in den Vitrinen ausgestellt und können den Jugendlichen auch als Kopie in die Hand gegeben werden. Anders als Schwarz-Weiß-Kopien, Abschriften oder digitale Versionen ermöglichen sie ein intensiveres visuelles und haptisches Erleben. Die Beobachtung ist, dass die Teilnehmer/innen dadurch ein Gefühl der Wichtigkeit ihrer Auseinandersetzung mit diesen Quellen gewinnen.

Die Betrachtung von J. A. Topf & Söhne als »normalem Unternehmen« erleichtert es, die Jugendlichen zu motivieren, in die Auseinandersetzung mit der Geschichte einzusteigen. Oftmals scheinen sie von der Thematik Holocaust übersättigt. Bei der Betrachtung der Firmengeschichte von Topf & Söhne geht es zunächst nicht um das unermessliche Grauen und den Terror in den SS-Lagern, sondern um eine scheinbar vertraute Normalität. Während im Geschichtsunterricht eher Makrogeschichte dominiert, steht bei der Beschäftigung mit der Firmengeschichte von Topf & Söhne die Betrachtung einzelner Personen in ihrem gewöhnlichen Alltag im Zentrum. Diesen akteurszen-

trierten Zugang zur Thematik bewerten die Teilnehmer/innen besonders positiv. Wenn die Schüler/innen vor einer Arbeitszeitbescheinigung des Lüftungsmonteurs Heinrich Messing stehen, der während der Tätigkeit im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau in einer Woche 35 Überstunden anhäufte, drängt sich vielen die Feststellung auf, dass 35 zusätzliche Stunden viel Arbeitszeit bedeutet. Von dieser Feststellung ausgehend kann weiteren Fragen nachgegangen werden, wie z.B.: Was waren seine Tätigkeiten in dieser Woche? Was wusste er um die Umstände in dem Lager? Was hat er mit seinem Wissen gemacht?

Die Thematik Topf & Söhne ist besonders geeignet, mitgebrachte Geschichtsbilder, die eine Beteiligung am Holocaust aus der Mitte der Gesellschaft relativieren, exkulpieren oder leugnen, infrage zu stellen und zu dekonstruieren. Aus diesen methodischen Erwägungen heraus steht die Frage nach den Motiven der Firmenchefs und der Beschäftigten bei Topf & Söhne am Beginn jedes Besuchs im Erinnerungsort und sie zieht sich als roter Faden durch die ganze Zeit der Betreuung der Gruppe. Auf diese Frage antworten die Gruppen zunächst zum größten Teil mit drei Vermutungen: Unwissenheit, Zwang und ökonomischer Gewinn. Interessant ist, dass die ersten beiden Argumentationsmuster die zentrale Rechtfertigungs- und Exkulpationsstrategie des Firmenchefs Ernst Wolfgang Topf nach 1945 darstellte.

In der Inhaltsanalyse der Quellen können die Jugendlichen dann in den meisten Fällen benennen, dass die Akteure um das Morden in den Lagern wussten. Sie lesen persönliche Motive wie Streben nach Anerkennung und innerbetriebliche Konkurrenz heraus und sehen die Eigeninitiative. Sie verstehen, dass der Umsatz mit den KZ-Öfen sehr gering war (knapp zwei Prozent), sodass keine ökonomische Notwendigkeit für das Unternehmen bestand, diese Aufträge zu übernehmen. In ihrem Werturteil kommen sie – im Gegensatz zu den zu Beginn geäußerten Vermutungen – zu dem Schluss, dass Firmenchefs und Ingenieure eine hohes Maß an Handlungsoptionen hatten. In einem geführten 120-minütigen Ausstellungsbesuch werden in der Regel fünf in den Vitrinen ausgestellte Quellen für die Spurensuche herangezogen. Exemplarisch soll der Erkenntnisprozess an einer Quelle skizziert werden, der Auftragsbestätigung an die SS-Bauleitung Auschwitz von J. A. Topf & Söhne für fünf Dreimuffel-Öfen für Auschwitz-Birkenau vom 4. November 1941. Darin schreibt die Firma: »Erwähnen möchten wir, daß die Einäscherungskammern in den Öfen jetzt größer gebaut werden als bei den bisherigen Öfen. Hierdurch wollen wir eine größere Leistung erreichen. Aus dem gleichem Grunde haben wir auch statt 2 Saugzug-Anlagen deren 3 vorgesehen, dabei aber auch berücksichtigt, daß gefrorene Leichen zur Einäscherung gelangen, die mehr Heizmaterialaufwand bedingen, [...]. Wir sichern Ihnen die Erstellung einer sachgemäßen und gut arbeitenden Anlage zu und empfehlen uns mit Heil Hitler!« Gezeichnet ist das Schreiben von Ernst Wolfgang Topf, einem der beiden Firmenchefs.¹ In der Quellenanalyse benennen die Schüler/innen in den meisten Fällen, dass das Schreiben (1.) am Ausdruck »gefrorene Leichen« deutlich werden lässt, dass den Beteiligten die Umstände in den Lagern bekannt waren, (2.) rein technokratisch klingt und die Firma ihr entwickeltes Produkt werbemäßig anpreist und (3.) zeigt, dass die Firma aus eigener Initiative technologisches Know-how entwickelte, um die Verbrennungsöfen zu effektivieren.

Auffällig ist, dass Jugendliche oftmals mit Unglauben darauf reagieren, dass die Quellen nur die alltäglichen, fast schon banalen Motive als Erklärungsmuster anbie-

ten. Es macht den Eindruck, als suchten sie nach den monströsen Motiven und als hätten sie ein Bedürfnis nach stereotypen Erklärungen der Täter wie »Monster« und »SS-Schergen«. Aus dieser Spannung entsteht häufig ein Gespräch innerhalb der Gruppe. Wenn es sich also um ganz gewöhnlichen Motive handelte, so die Diskussion, dann hätten sie sich doch auch anders entscheiden können. Daraus wird das allgemeine Ergebnis abgeleitet, dass eigentlich jedes handelnde Subjekt die Möglichkeit hat, Entscheidungen zu treffen. Die Jugendlichen stimmen in ihrer Bewertung weitgehend darin überein, dass der Einzelne immer sein eigenes Gewissen bei seinen Entscheidungen befragen muss. Dabei thematisieren sie oft auch, dass es in einer demokratischen Gesellschaft einfacher ist als unter einem diktatorischen Regime, Verantwortung wahrzunehmen.

Interessant ist, wie dieses allgemeine moralische Urteil problematisiert und relativiert wird, wenn die pädagogische Fachkraft in der Transfer- und Aktualisierungsphase am Ende des Besuchs den Diskussionsimpuls zur Verantwortung des Einzelnen in seinem (beruflichen) Alltag heute gibt. Die Reaktionen der Jugendlichen entsprechen nicht zwingend einer sozialen Erwünschtheit. Jetzt widersprechen sie oftmals der zuvor am historischen Beispiel gewonnenen Erkenntnis, dass Menschen den Handlungsspielraum und damit auch die Verantwortung für ethische Entscheidungen haben. So wehren manche jetzt eine Verantwortung des Einzelnen mit der generellen Frage ab, ob die Menschen im Grunde nicht einfach doch unethisch handelnde Subjekte seien, die nur durch die jeweils geltenden gesellschaftlichen Normen zu sozialem Handeln gezwungen würden. Zum Zweiten wird angeführt, dass Menschen bequem seien und in Entscheidungssituationen meist den Weg des geringsten Widerstands wählen würden. In einer dritten, ebenfalls häufig vorgebrachten Erklärung wird argumentiert, dass die moderne, funktional-arbeitsteilige, hochkomplexe und beschleunigte Gesellschaft es dem Einzelnen nicht ermöglicht, die Tragweite seiner Handlungen zu ermessen. Somit könne er auch nicht verhindern, unethisch zu handeln. Ein viertes Argument bezieht sich auf den eigenen sozialen Nahraum und die persönlichen Ebene. Die oftmals gestellte Frage lautet, inwieweit der Einzelne das eigene persönliche und familiäre Wohlergehen für andere gefährden sollte.

Als Fazit kann festgestellt werden, dass im geführten 120-minütigen Ausstellungsbesuch oft erreicht wird, dass die Jugendlichen selbst ihre neu gewonnenen historischen Erkenntnisse und Bewertungen auf das Heute übertragen. Der Gewinn liegt darin, dass die dann vorgebrachten »Gegenargumente« von anderen Teilnehmern infrage gestellt werden und eine Diskussion in der Gruppe entsteht. Die pädagogische Fachkraft bezieht in dieser Diskussion Position, ohne zu werten. Das Halbtages-Projekt bietet den Raum, die von den Jugendlichen vorgebrachten Argumente zu hinterfragen und die Reflexion zu vertiefen. Während sich in einer Führung oftmals nur der kleine Teil einer Gruppe zu Wort meldet, werden im Halbtages-Projekt derzeit Formen ausprobiert, die alle Jugendlichen dazu auffordern, Position zu beziehen. Weiter werden Materialien erarbeitet, mit denen Entscheidungssituationen, Handlungen und die zugrunde liegende Haltung multiperspektivisch bearbeitet werden können: Die Perspektive der Beteiligten im Unternehmen J. A. Topf & Söhne kann dabei kontrastiert werden mit jener von Menschen, die im Nationalsozialismus Widerstand leisteten und sie kann auch in Beziehung gesetzt werden zu aktuellen Argumentationsmustern für individuelle, ökonomische und politische Entscheidungen.

Das Projekt »Lebendige Erinnerung«

Seit seiner Eröffnung verfolgt der Erinnerungsort das Projekt *Lebendige Erinnerung*. Er möchte den Überlebenden Gehör verschaffen, ihre berührenden und verstörenden Erfahrungen mit der Öffentlichkeit teilen und Begegnungen zwischen diesen letzten Zeitzeugen und den Nachgeborenen, insbesondere der Jugend, ermöglichen.

Zur Eröffnung am 27. Januar 1911 fand eine Gedenkstunde mit Überlebenden aus Belgien, Deutschland, Israel, Frankreich und den Niederlanden statt.² Die Gedenkrede hielt Flóreal Barrier, ehemaliger Häftling des KZ Buchenwald. Die Dauerausstellung *Techniker der »Endlösung«* wurde im Rahmen des 66. Jahrestages der Befreiung des KZ Buchenwald im April 2011 von 50 Überlebenden und ihren Angehörigen aus Belarus, Frankreich, Israel, Kanada, Kolumbien, Polen, Rumänien, Russland, der Ukraine, Ungarn und den USA besucht.

Anlässlich des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2012 war Éva Pusztai aus Budapest zu Gast im Erinnerungsort. Die heute 87-Jährige wurde im Juni 1944, drei Monate nach der Besetzung Ungarns durch die deutsche Wehrmacht, mit ihrer Familie in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt. Nur sie überlebte. Am Abend des 27. Januar lasen zwei junge Freiwillige für die 200 Besucherinnen und Besucher aus Éva Pusztais Lebensgeschichte *Die Seele der Dinge*. Danach kam es zu einer sehr berührenden Aussprache. Eine besondere Stimmung des wachen Interesses und der Anteilnahme entstand auch in zwei weiteren Veranstaltungen, in denen Éva Pusztai zu Jugendlichen aus der Berufsbildenden Schule für Gesundheit und Soziales und zu Schülerinnen und Schülern des Königin-Luise-Gymnasiums in Erfurt sprach.

13 Schülerinnen und Schüler dieses Gymnasiums erarbeiten in den Tagen zuvor die 60-minütige Radiosendung *Lebendige Erinnerung*, die am Samstag, den 28. Januar, mit den Jugendlichen und in Anwesenheit mehrerer Überlebender im Erinnerungsort vor Publikum produziert wurde. Die Schüler/innen dokumentierten die Zeitzeugengespräche mit Éva Pusztai und anderen ehemaligen Häftlingen, die zum Gedenken im Thüringer Landtag eingeladen waren, erforschten Dokumente der Firma Topf & Söhne in der Ausstellung im ehemaligen Verwaltungsgebäude und befragten Passanten auf Erfurter Straßen, was sie von Topf & Söhne und dem Gedenktag wissen. Basierend auf ihren Recherchen und den Eindrücken verfassten die Jugendlichen eigene Beiträge, sprachen diese ein und stellten sie zu einer Magazinsendung zusammen.

Das Potenzial einer solchen intensiven Auseinandersetzung liegt darin, dass es den Jugendlichen ganz unterschiedliche Zugangsweisen zur Thematik bietet. Neben dem geschichtlichen Zugang spielen die technische und die journalistische Herausforderung eine nicht unbedeutende Rolle sowie das Anwenden von Deutschkenntnissen beim Verfassen der Artikel. Das Führen von Interviews mit Experten und das Gespräch mit Passanten setzt voraus, dass die Jugendlichen das angeeignete Wissen kognitiv verarbeiten und situationsadäquat wiedergeben können. Erforderlich ist weiterhin das Vertrauen in die eigene Leistung und in die eigene Redefertigkeit. Dieses Zusammenspiel der kognitiven, emotionalen und kreativen Herangehensweise an die Thematik ermutigt die Jugendlichen zu einer aktiven Auseinandersetzung. Sie selbst beschrieben das einwöchige Projekt als sehr intensiv und vielschichtig, da sie sich anders als im schulischen Unterricht mit mehreren Aspekten eines Themas beschäftigten und das eigene Wissen und ihre persönliche Sichtweise in einer Radiosendung an Hörer/innen weitergeben konnten. Dieses Radioprojekt wurde 2012 im erstmals ausgelobten



Blick in die Sonderausstellung *Unersetzbar. Begegnung mit Überlebenden*, Foto: Erinnerungsort Topf & Söhne

Schülerwettbewerb des Thüringer Innenministeriums *Klasse gegen Rechtsextremismus* mit dem ersten Platz ausgezeichnet. Wie nachhaltig ermutigend die Begegnung mit den Überlebenden auf die Jugendlichen wirkte, zeigt ein Brief von drei Schülerinnen aus der neunten Klasse, den sie ein halbes Jahr später an Éva Pusztai richteten. Dort schreiben sie: »In diesem Brief wollen wir Ihnen mitteilen, dass das Treffen mit Ihnen uns ein wenig verändert hat. Sie haben eine so positive Einstellung, dass Sie uns zum Nachdenken bewegt haben. Wir gehen nun viel positiver miteinander um und haben unseren Pessimismus weggeschoben.«

Angesichts der Potenziale und Effekte dieses Formats wurde das Radioprojekt als festes Angebot in Kooperation mit dem Erfurter Bürgerradio Radio F.R.E.I. installiert. Unter dem Motto *Lebendige Erinnerung* erhalten Schulen die Möglichkeit, zu Gedenktagen, wie z.B. an den Beginn der Deportation der Thüringer Juden, an die Novemberpogrome und am 27. Januar, eine Radiosendung analog zur Pilotsendung zu erarbeiten. Unter dem Motto *Arbeit und Verantwortung* wird ein zweites thematisches Radioprojekt angeboten. Dabei wird die Geschichte der Firma J. A. Topf & Söhne mit der Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Ethik verknüpft und das Thema »Verantwortung« unter philosophischen, politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Aspekten beleuchtet.

Das Team des Erinnerungsortes wurde durch die Begegnung mit Éva Pusztai inspiriert, ihr und anderen Überlebenden der nationalsozialistischen Vernichtung die erste eigene Sonderausstellung zu widmen: *Unersetzbar. Begegnungen mit Überlebenden*. Die Ausstellung porträtiert fünf Überlebende und erinnert an ihre ermordeten Familienmitglieder. Esther Bejarano und Éva Pusztai, eine deutsche und eine ungarische Jüdin, haben das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau überlebt. Günter Pappenheim war als Sohn eines ermordeten Sozialisten selbst im KZ Buchenwald inhaftiert. Die Sintiza Waltraud Reinhardt verlor als Kind ihre Eltern. Sie erzählt in der Ausstellung zum ersten Mal ihre Geschichte. Reinhard Schramm, ein deutscher Jude, überlebte als Kleinkind mit seiner Mutter im Versteck. Ihr Leben bezeugt verschiedene Dimensionen der nationalsozialistischen Verfolgung, des Widerstands und der Rettung. Eigens für die Ausstellung geführte Filminterviews, Dokumente, Fotos und Gegenstände aus persönlichem Besitz berichten von Kindheit, Deportation, Lagererfahrungen und dem Schicksal

der Familien. In der Ausstellung formulieren die Überlebenden ihr Vermächtnis an die nachfolgenden Generationen. Der Kern ihrer Botschaft ist die Grundsolidarität des Menschen mit dem Menschen als Substanz für eine weltoffene, menschliche Zukunft.³

Bei der Eröffnung der Ausstellung, die unter der Schirmherrschaft des Thüringer Ministers für Bildung, Wissenschaft und Kultur Christoph Matschie steht, hatten die Schülerinnen und Schüler aus dem Radioprojekt das letzte Wort. Über den Präsentationszeitraum von acht Monaten ist es gelungen, dass diese Schülerinnen und Schüler die monatlich stattfindenden öffentlichen Führungen durch die Sonderausstellung mitgestalten oder sogar vollständig selbst durchführen. Für die Jugendlichen liegt der Hauptgrund für diese langfristige und aktive Beschäftigung darin, dass sie sich selbst als Träger des kollektiven Gedächtnisses begreifen. Sie, die Überlebende getroffen haben und befragen konnten, sehen es als ihre Aufgabe, über die Eindrücke dieser Begegnungen aus erster Hand zu berichten. Es ist festzustellen, dass sich die Schüler/innen hochgradig mit den Vermächtnissen der Überlebenden identifizieren, diese in einer besonderen Intensität interpretieren und den Besucher/innen während der Führung vermitteln. Für die Schüler/innen wie auch für alle Besucher/innen der Sonderausstellung verstärkt sich diese besondere Intensität noch durch den historischen Ort. Er konfrontiert mit einem besonders grausamen Aspekt des Schicksals, von dem die Berichte der Überlebenden zeugen: mit der technischen und wirtschaftlichen Seite der Vernichtung und der Leichenbeseitigung.

Der Erfolg der Sonderausstellung *Unersetzbar. Begegnung mit Überlebenden* wird auch daran sichtbar, dass sie auf Initiative und finanziert durch das Thüringer Innenministerium zu einer Wanderausstellung wird. Ihre erste Station wird das Bildungszentrum der Thüringer Polizei in Meiningen sein, wo sie am 28. Februar 2013 eröffnet werden wird. Ab Mai 2013 steht sie dann für potenzielle Leihnehmer zur Verfügung. Durch die Ausstellung kam der Erinnerungsort in Kontakt mit weiteren Überlebenden und hat sich entschlossen, das Projekt der lebensgeschichtlichen Interviews fortzuführen, solange diese Möglichkeit der Begegnung noch besteht.

Das Projekt »Deutsch-jüdische Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart«

Ebenfalls inspiriert durch die Begegnung mit den Überlebenden erarbeiteten der Erinnerungsort Topf & Söhne und die Alte Synagoge Erfurt das Kooperationsprojekt *Deutsch-jüdische Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart in Erfurt*. Zahlreiche in der Stadt erhaltene Zeugnisse aus über neun Jahrhunderten stehen exemplarisch für städtisches jüdisches Leben im deutschsprachigen Gebiet. Sie bilden eine gute Basis, um jüdische Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart in ihren unterschiedlichen Facetten kennenzulernen. Im spannungsreichen Gegensatz zu diesem reichen historischen Erbe steht die Mittäterschaft der Erfurter Firma J. A. Topf & Söhne. Das Kooperationsprojekt vermittelt historische Geschehnisse und Zusammenhänge an den authentischen Orten, ermöglicht die selbstständige historisch-politische Urteilsbildung und regt zum Nachdenken darüber an, wie eine menschliche und demokratische Kultur gefördert und lebendig erhalten werden kann.

In der im 11. Jahrhundert errichteten Alten Synagoge lernen die Teilnehmer/innen die Anfänge jüdischen Lebens in Erfurt kennen, das sich im engen nachbarschaftlichen Kontakt mit Christen entwickelte und durch das Pogrom 1349 zerstört wurde. Hier werden Berufe sowie Berufsverbote, Handel, Geldwirtschaft und christlicher Antiju-

dasmus, vor allem anhand von antijüdischen Darstellungen in christlichen Sakralbauten, beleuchtet. Wenige Jahre nach dem Pogrom siedelten sich wieder Juden in Erfurt an, doch wurde jüdisches Leben dann mit der durch den Rat der Stadt erzwungenen Abwanderung 1453 endgültig für Jahrhunderte aus der Stadt verbannt. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts durften Juden wieder in Erfurt leben. In der 1840 geweihten Kleinen Synagoge werden die jüdische Emanzipation sowie die Anfänge eines rassistischen Antisemitismus im 19. Jahrhundert thematisiert. Inhaltlich bietet die Kleine Synagoge den idealen Rahmen, um die Haskala, die Gleichstellungsgesetze, Reformjudentum, Identitätsdebatten sowie Reaktionen auf den aufkommenden Antisemitismus und Rassismus zu thematisieren. In diesem Projekt ist die Multiperspektivität allein durch die historischen Orte bereits gegeben. Auch beim Besuch jüdischer Orte wird immer die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft zum Thema gemacht. Die Geschichte der Firma J. A. Topf & Söhne stellt dabei den stärksten Kontrast her. In diesem Spannungsfeld werden die Teilnehmer/innen besonders herausgefordert, sich mit der Frage nach der eigenen und fremden Identität auseinanderzusetzen und ihren eigenen stereotypen Vorurteilen nachzuspüren.

Weitere Informationen

Auf der Website des Erinnerungsortes www.topfundsoehne.de sind umfangreiche Informationen über die Ausstellungen und das Bildungsangebot sowie das Veranstaltungsprogramm abrufbar. Dort stehen auch Materialien zum Download bereit.

Eine umfangreiche wissenschaftliche Darstellung liefert die Monographie »Industrie und Holocaust. Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz« von Annegret Schüle. Auf 464 Seiten ermöglicht der mit 235 Abbildungen versehene, 2010 von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora herausgegebene Band eine intensive, quellenbasierte, exemplarische Auseinandersetzung mit der Mittäterschaft der Industrie. Der Zeithistoriker Lutz Niethammer urteilte über dieses Buch: »Hier liegt eine ungemein eindringliche Untersuchung einer auf beklemmende Weise beispielhaften Mitwirkung am Holocaust vor. Sie wird auf lange Zeit die abschließende Untersuchung zu Topf Söhne und der geeignete Begleitband für den Gedenkstättenort in Erfurt werden.« 2012 wurde das Buch als Habilitationsschrift von der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt angenommen.

PD Dr. Annegret Schüle ist Leiterin des Erinnerungsortes *Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz*, Arbeitsschwerpunkte: Industrie und Holocaust, Frauenindustriearbeit in der DDR.

Rebekka Schubert ist Gedenkstättenpädagogin des Erinnerungsortes *Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz*, Arbeitsschwerpunkte: Akteurszentrierte Zugänge in der Gedenkstättenpädagogik.

- 1 Das Dokument ist veröffentlicht in: Schüle, Annegret: Industrie und Holocaust. Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz, Göttingen 2010, 434–436.
- 2 Thüringer Landtag, Stadtverwaltung Erfurt (Hg.): 27. Januar 2011. Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus. Eröffnung »Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz«. Dokumentation, Erfurt 2011.
- 3 Stadtverwaltung Erfurt, Unersetzbar. Begegnung mit Überlebenden 1. Juni 2012 – 27. Januar 2013, Begleitmaterialien zur Ausstellung, Erfurt 2012